Geschichte

von

Venedig,

von

Dr. Ferd. Philippi,

Großherzogl. Sächs. Hofrath.

HISTORISCHER VEREIN
ZU
BAMBERG

Fünftes Bändchen.

Dresden
P. G. Hilschersche Buchhandlung.
1828.

Uebersicht des Inhalts.

Seite

Vorerinnerungen über die Geschichte von Venedig. I. 1

Erste Periode.

Von den frühesten Zeiten Venedigs bis zur Gründung der herzoglichen Würde (697). I. 5

Zweite Periode.

Von der Einführung der Dogen bis zur Ernennung des Senats; von 697—1173. . I. 31

Dritte Periode.

Von der Errichtung des Senats bis zur Theilung des griechischen Reichs und der Begründung der venetianischen Seeoberherrschaft; von 1173—1205. . . . . I. 73

Vierte Periode.

Seite

Von der Theilung des griechischen Reichs bis zur Gründung des Raths der Zehn; von 1205—1310. . . . . I. 105

Fünfte Periode.

Von der Einführung des Gerichts der Zehn bis zur Gründung der Staatsinquisition; von 1310—1457. . . . . II. 1

Sechste Periode.

Von der Einführung der Staatsinquisitoren bis zum Untergang der Oberherrschaft des venetianischen Handels durch die Entdekkungsreisen zur See. Von 1457—1493. II. 94

Siebente Periode.

Von dem Untergange der Oberherrschaft des venetianischen Handels durch die Entdekkungsreisen der Spanier und Portugiesen bis zum Verlust aller italienischen Besitzungen durch die Ligue von Cambrai; von 1493—1517. . . . . III. 1

Achte Periode.

Vom Verluste der Besitzungen auf dem italienischen Festlande bis zur Einschränkung des Raths der Zehn; von 1517—1605. IV. 1

Neunte Periode.

Seite

Von der Einschränkung der Gewalt des Raths der Zehn bis zum offenen Verfall der Republik; von 1605—1789. . . . V. 1

Zehnte Periode.

Von dem Verfall der Republik bis zu ihrer Auflösung. Von 1789—1798. . . . V. 170

Anhang.

Verfahrungsregeln der Staatsinquisitoren. . IV. 103

Neunte Periode.

Von der Einschränkung der Gewalt des Raths der Zehn bis zum offenen Verfall der Republik; von 1605 bis 1789.

Wie kräftig auch die Republik die Gesellschaft im Gehorsam erhielt, und die Anmaßungen des Papstes zurückwies, so zeigte sich doch bald eine neue Gelegenheit, wo sie ihre Beharrlichkeit und Grundsätze an den Tag legen konnte.

Der Cardinal Camillo Borghese, der 1605 Papst geworden war, und als solcher Paul V. hieß, hatte einen ganz unbeschränkten Begriff von der geistlichen Macht. Erzogen in den Ideen des römischen Hofes, glaubte er, daß der Papst ein allgemeiner Oberherr sey, eingesetzt von Gott, um alle Völker zu regieren, die Fürsten zu leiten, zu tadeln, zu bestrafen und abzusetzen; daß, da die Kirche den Königen befehlen dürfe, den Königen keine Macht, selbst in ihrem Lande, über die Personen und Dinge zustände, die der Kirche angehörten, und daß endlich die Befehle des Papstes, gegründet auf das doppelte Recht der Oberherrlichkeit und Untrüglichkeit, überall und immer einen blinden und leidenden Gehorsam finden müßten.

Einige Päpste haben in Betrachtung der Barbarei und des Elends der Völker vielleicht nur nach der Oberherrschaft gestrebt, weil sie die edle Absicht hatten, jene zur Gesittung und Wahrheit zu führen. Die Venetianer hatten zuerst das Daseyn dieser Oberherrschaft in weltlichen Angelegenheiten geläugnet, und die übrigen Völker waren in verschiedenen Fällen gleicherweise und sattsam zu der Erkenntniß gekommen, daß die angemaßte Obmacht der Kirche die Heiligkeit ihres Ursprungs Lügen strafe, da sie sich mehr mit ihrem als mit fremden Interesse beschäftigte. So lange die herrschende Meinung die Gewissen der Gläubigen den päpstlichen Aussprüchen bis zur Knechtschaft unterwarf, mußten natürlich auch solche Schritte und Verfügungen der Kirchengewalt auf schwache Gemüther einen ängstlichen Einfluß ausüben, über welche heutzutage eine erleuchtete Denkart sorglos und wohl gar spottend hinwegsieht.

Der neue Papst, Paul V. genannt, war er überzeugt oder nicht von der Rechtmäßigkeit seiner apostolischen Ansprüche, hielt sie mit einer Stärke aufrecht, als sey dieselbe eine Sache der Pflicht. Schon als Cardinal hatte er in Gegenwart Leonhard Donato's, des damaligen Gesandten der Republik, seine Meinung dahin geäußert, daß er, wäre er Papst und gäbe Venedig ihm Anlaß zur Unzufriedenheit, seine Zeit nicht mit Mahnungen und Unterhandlungen verlieren, sondern auf der Stelle zum Interdict schreiten würde: und ich, versetzte der Gesandte, wäre ich Doge, so würde ich eure Bannflüche verachten. Beide fanden bald darauf Gelegenheit, einander Wort zu halten. Zuerst versuchte der Papst seine übergreifende Macht an den Schwachen, an der

Republik Lucca, dann an den Genuesern; sie fügten sich seinem gebieterischen Willen, den er unter der Form und dem Vorwande der geistlichen Obergewalt geltend machte, so sehr sie auch das Recht auf ihrer Seite hatten. Auch die größern Staaten waren nicht sicher vor seinen Eingriffen. Er forderte von Frankreich ohne Prüfung und Einschränkung alle Entscheidungen des Tridentinischen Conciliums anzunehmen. In Spanien verbot er gewisse Freiheiten der Jesuiten. In Neapel bekräftigte er eine Entscheidung der Inquisition, welche einen Großen dieses Königreichs verurtheilt hatte. Es dauerte nicht lange, so gab ihm die Republik Gelegenheit, denselben Eifer an den Tag zu legen, der ihm für die Erhaltung des kirchlichen Richteramts beseelte. Der Nuntius des Papstes bei der Signoria sprach wie sein Herr; er beklagte sich darüber, daß er bei den Venetianern nicht die ihm vorgerühmte Frömmigkeit fände, es gab aber nach seinem Dafürhalten keine Frömmigkeit ohne vollständigen Gehorsam gegen das geistliche Ansehen; er wagte es dem Dogen vor der versammelten Regierung zu sagen, daß ohne Unterwürfigkeit Tugenden und verdienstliche Werke unstatthaft seyen. Die Türken führten damals Krieg mit den Ungarn: der Papst verlangte mit Nachdruck eine Geldunterstützung von der Republik als Beisteuer für die Ungarn. Der Senat, der einen Bruch mit der Pforte vermeiden wollte, verweigerte diese Beihülfe; davon ging die erste Beschwerde aus. Einige Zeit nachher beschwerte sich der Papst über die Verordnung, der zufolge alle Fahrzeuge bei Venedig anlegen sollten, die fremde Waaren von einem Hafen des adriatischen Meeres zum andern führten. Diese

Maßregel war in der That für den Handel der päpstlichen Unterthanen drückend, aber das machte sie darum nicht zu einem Gegenstande kirchlicher Entscheidung. Ein Gesetz von 1603, das sich auf die große Anzahl schon bestehender Kirchen und Klöster gründete, hatte die Erbauung neuer Andachtsstätten verboten, wenn die Regierung nicht ihre Ermächtigung dazu gäbe. Ein anderes und noch wichtigeres wurde 1605 gegeben. Es untersagte jede Schenkung, jede Veräußerung des Eigenthums zu Gunsten kirchlicher Anstalten. Das waren zwei Klagepunkte, welche Paul V. weder verzeihen noch verschmerzen konnte. In dieser Verfassung befanden sich die Sachen und Gemüther, als die Regierung Sarraceno, einen Canonicus aus Vicenza, ins Gefängniß setzen ließ. Er wurde angeklagt, die Gattin eines Patriziers beschimpft und die Siegel an der bischöflichen Kanzlei von Vicenza, deren Verwaltung damals erledigt war, erbrochen zu haben. Jene Strafe, die blos für eine Handlung der gewöhnlichen Rechtspflege anzusehen war, dünkte hingegen dem Papste eine Verletzung der kirchlichen Freiheit. Er ließ den Gesandten der Republik vorladen, forderte von ihm die Auslieferung des Gefangenen unter dem Andeuten, daß ein Geistlicher mit seinem Willen nie von der weltlichen Obrigkeit gerichtet werden sollte, daß er die Schlüssel des heiligen Petrus empfangen habe, um die Unabhängigkeit der Kirche zu behaupten, und daß er sich glücklich schätzen würde, sein richterliches Ansehen mit Gefahr des Lebens zu vertheidigen. Mit derselben Heftigkeit sprach er bei dieser Gelegenheit von den beiden Verfügungen in Betreff der Kirchen und Schenkungen, er verlangte die Aufhebung der er=

stern und setzte hinzu, daß alle die daran Theil genommen, dadurch allein schon die Ahndung der Kirche verwirkt hätten. Der Gesandte stellte ihm in Beziehung auf den Canonicus von Vicenza vor, daß die Republik sich nie ihres Rechts begeben habe, die Geistlichen zur Rechenschaft zu ziehen; daß dieses Recht allen Oberherren zukomme, daß es von den Päpsten anerkannt worden sey, daß die dem Gefangenen zur Last gelegten Verbrechen rein weltlicher Beschaffenheit seyen und daß die Auslieferung desselben an den apostolischen Stuhl, um ihn von demselben richten zu lassen, eine theilweise Veräußerung der oberherrlichen Gewalt in sich schließe. Was die Kirche und Klöster anlangt, so gab es deren in der Hauptstadt mehr als 200. Weder der öffentliche Gottesdienst, noch die Nothwendigkeit geistlicher Vereine forderte eine größere Anzahl. Diese Gebäude machten die Hälfte der Stadt aus. Die über diesen Gegenstand erlassene Verordnung war eine unumgängliche Maßregel der Verwaltung, bei welcher die Religion auf keine Weise betheiligt wurde. Endlich war auch das Verbot der Güterentäußerung zu Gunsten der Geistlichkeit nichts ungewöhnliches; es war schon 1357 gesetzlich ausgesprochen und seitdem in den Jahren 1459, 1515, 1536 und 1561 wiederholt worden. Es gründete sich auf die Befugniß der Regierungen, die Richtschnur zu bestimmen, nach welcher die Unterthanen über ihr Eigenthum verfügen können; auf das vorgängige Beispiel der andern Staaten, namentlich des römischen Hofes, da Clemens VIII. der Kirche von Loretto die Annahme neuer Schenkungen untersagt hatte; auf die Billigung vieler Päpste, besonders auf die Nothwendigkeit, in welche diese die Re-

publik dadurch gebracht hatten, daß sie sich der Besteurung der Geistlichkeit widersetzten. Es lag am Tage, daß, wenn die geistlichen Güter von Beiträgen zu den Lasten des Staats ausgeschlossen blieben, die öffentlichen Einkünfte in dem Maße abnehmen mußten, als die Masse der bevorrechteten Güter anwuchs; und daß folglich die Sorge für die Erhaltung der Staatseinnahme auch das Recht und die Pflicht bedingte, diesem Wachsthume entgegen zu arbeiten. Der Papst, weit davon entfernt, auf dergleichen Vorstellungen einzugehn, vernahm sie mit Unwillen, und bekämpfte sie mit Heftigkeit, indem er seine geistliche Oberherrschaft als einen unmittelbaren Ausfluß des göttlichen Willens der weltlichen Regierung in allen den Punkten entgegensetzte, die nach seiner Meinung das Ansehen der Kirche beeinträchtigten. Es kostete ihm keinen besondern Aufwand von Scharfsinn und Darstellungsgabe, um seinen irdischen Absichten einen himmlischen Anstrich zu geben.

Während man in Rom die Antwort des Senats auf die Berichterstattung des Gesandten erwartete, erfuhr man, daß ein anderer Geistlicher, der Abt von Nervèse auf Befehl des Raths der Zehn verhaftet worden war. Man warf diesem Priester nicht allein ärgerliche Sitten vor, man beschuldigte ihn auch, daß er gegen einen seiner Feinde einen Meuchelmörder gedungen, und nachher diesen, einen Mönch seiner Abtei, so wie mehrere seiner Dienstleute, endlich seinen eigenen Vater vergiftet habe. Die venetianische Regierung konnte unmöglich solche Gräuelthaten unbestraft lassen, sah es aber wahrscheinlich nicht ungern, daß sie eine so wohl geeignete Gelegenheit fand, sich

auf dem einmal betretenen Wege zu behaupten. Als der Papst Kenntniß erhielt von der Unbiegsamkeit des Senats, versammelte er die Cardinäle, nicht um sie zu befragen, sondern um ihnen als Zeugen seine Beschwerden vorzutragen; denn ohne abstimmen zu lassen, nahm er Maßregeln, die sein Ansehn blosstellen konnten; er that seinen Willen durch zwei Breve's kund, die er seinem Nuntius zur Ueberreichung an den Dogen zustellte. Das eine betraf die Gefangenen, das andere die Verordnungen, deren Widerruf er verlangte. Verschiedene Umstände verzögerten die Einhändigung dieses Breve's, besonders der Tod des Dogen Marino Grimani, der den 26. December 1605 erfolgte. Als dem Papst davon Nachricht zukam, befahl er seinem Nuntius, sich der Wahl eines neuen Dogen zu widersetzen, da eine Machthandhabung excommunicirter Personen null und nichtig sey. Der Nuntius erschien, um diese Breve's zu übergeben und seinen Einspruch gegen das Wahlgeschäft darzulegen; man blieb dabei, ihm kein Gehör zu gewähren, unter dem Vorwande, daß die Signoria, so lang die Erledigung der herzoglichen Würde dauere, ein solches nicht zu bewilligen pflege; man schritt hierauf nach bestehender Sitte zur Wahl, die Leonhard Donato, Procurator von St. Markus, zum Dogen erhob, einen Mann, der den römischen Hof vollkommen kannte, denn er war an demselben siebenmal Gesandter der Republik gewesen. Nach Vollziehung der Wahl war auch die Zeit zum Einspruche gegen dieselbe dahin. Die Breve's wurden jetzt überreicht. Sie griffen die Schritte der Regierung an, drangen auf Auslieferung der Gefangenen an den päpstlichen Nuntius und auf

die Zurücknahme der beiden Verordnungen. Der Papst erklärte sodann, daß alle diejenigen, welche an der Abfassung derselben Theil genommen hätten, oder sie billigten, der Ahndung der Kirche, das heißt: dem Bann verfallen seyen, und der Entziehung der kirchlichen Lehen; er fügte hinzu, daß, wenn seine Gerechtigkeit nicht durch schnellen, gänzlichen und unbedingten Gehorsam entwaffnet würde, er diese Strafen noch schärfen müsse, da ihn keine Rücksicht abhalten könne, das volle richterliche Ansehen der Kirche ungeschmälert zu erhalten. Die venetianische Regierung trug in dieser Angelegenheit einen Ernst zur Schau, den der Papst unbeachtet ließ. Sie zog die gelehrten Doctoren Italiens zu Rathe, von ihnen die Fragen entscheiden zu lassen, die, wie man sagte, die Religion angingen. Die Universität zu Padua genoß damals einen wohlbegründeten Ruf. Die Republik selbst hatte ihren eigenen Theologen, den sein Amtsname öffentlich als einen solchen bezeichnete, und der in allen den Fällen seine Stimme abzugeben hatte, wo das Kirchenrecht mit ins Spiel kam. Dieser rathgebende Theolog war damals Paul Sarpi, aus dem Orden der Serviten, derselbe, der durch seine Geschichte des Tridentinischen Conciliums unter den denkenden Köpfen eine so vorzügliche Stelle einnimmt. Man begreift, daß die Meinung der Doctoren mit den Grundsätzen der Regierung zusammenfiel. Gestützt auf das Ansehen derselben, erklärte der Senat in den ehrerbietigsten, aber auch zugleich in den bestimmtesten Ausdrücken, daß, da seine Verordnungen den Rechten der geistlichen Gewalt nicht zuwider liefen, er darauf beharren müsse, und daß er hoffe, ein so aufgeklärter und tugend-

hafter Papst, wie der gegenwärtige, werde die Venetianer nicht um etwas bestrafen, das alle seine Vorgänger als rechtmäßig anerkannt hätten. Unter mehr als 150 Stimmen, die sich über diese Angelegenheit vernehmen ließen, äußerte sich keine abweichend; so fest hielt der Senat zusammen, wenn es die Aufrechthaltung seines Ansehens galt. Diese Erklärung versetzte den Papst in große Bewegung. Die Republik schickte einen außerordentlichen Gesandten ab. Die ganze Antwort Pauls bestand in der Aeußerung, daß seine Sache die Sache Gottes sey, und daß die Pforten der Hölle nichts dawider vermögen würden. Er fügte indessen einen Vorschlag hinzu, der den Wunsch eines Vergleichs andeutete. Er beschänkte sich darauf, die Zurücknahme der beiden Gesetze, und die Auslieferung des Canonicus von Vicenza zu verlangen. Den Abt von Nervèse wollte er wegen der Abscheulichkeit und Natur der ihm schuldgegebenen Verbrechen der weltlichen Macht überlassen. Das war nach seinem System eine Inconsequenz. Die Republik erbot sich, den Canonicus auszuliefern, wollte aber die ergangenen Verordnungen nicht fahren lassen. Nach Verlaufe der festgesetzten Frist versammelte Paul V. die Cardinäle, um wie er sagte, ihre Meinung über das von ihm selbst abgesagte Monitorium zu vernehmen. Die Rathgeber des Papstes zeigten nicht weniger Gefälligkeit, als die der Republik. Unter allen Cardinälen trieb keiner seine schmeichlerische Fügsamkeit so weit als Baronius. Das besagte Monitorium wurde den 17. April 1606 erlassen. Es forderte unter Androhung des Kirchenbannes die Aufhebung der beiden Verordnungen und die Auslieferung der beiden verhafteten

Geistlichen, gestattete der Republik zu dem Ende eine Bedenkzeit von 24 Tagen und verhängte über Venedig das Interdict, wenn es drei Tage über jenen Termin hinaus in seiner Widersetzlichkeit beharren würde. Diese Bulle wurde sogleich in ganz Italien verbreitet. Verschiedene fremde Gesandte standen nicht an, darüber ihr Mißvergnügen kund zu geben. Die Gesandten Frankreichs und der Geschäftsträger Toscana's thaten in dieser Hinsicht selbst einen öffentlichen Schritt; sie begaben sich zu den Gesandten der Republik, um ihnen ihr Beileid über die ausgesprochene Verfolgung zu bezeigen. Sobald als man in Venedig die Bekanntmachung der Bulle erfahren hatte, rief man den außerordentlichen Gesandten von Rom zurück, beschied die Häupter der Ordens- und Weltgeistlichen vor, und verbot ihnen, irgend eine Zuschrift der römischen Kanzlei zu verbreiten, zu empfangen und zu entsiegeln. Sie erhielten Befehl, alle Packete, die an sie gelangen dürften, uneröffnet der Regierung zu übergeben. Man kündigte dem Volke öffentlich an, daß in Rom eine Bulle gegen die Republik erlassen worden sey, und daß alle gute Bürger die Exemplare derselben, die in ihre Hände fallen dürften, der Obrigkeit auszuliefern hätten. Diese Bekanntmachung brachte eine außerordentliche Wirkung hervor: man schaffte nicht nur eine unzählige Menge von Abschriften der Bulle herbei, sondern von allen Seiten bewiesen auch die freiwilligen Anerbietungen von Menschen und Geld, daß der öffentliche Geist im Einklang mit den Grundsätzen der Regierung stand, und daß diese für die Vertheidigung der gerechtesten Sache auf den Eifer der Bürger rechnen konnte. Die Bernhardiner-

mönche brachten ein Opfer von 150000 Ducaten dar. Die Anhänglichkeit der Laien war nicht zweifelhaft, aber sie reichte nicht hin; man mußte Gewißheit darüber haben, daß die Geistlichkeit, ungeachtet des Interdicts, in der Verrichtung des Gottesdienstes fortfahren würde. Der Nuntius des Papstes pflog sorgfältig Umgang mit den vornehmsten Häuptern der Mönchsorden; er gab einen tiefen Schmerz darüber vor, daß die Republik der ganzen Strenge der Kirchenstrafen ausgesetzt sey; er beschwor den Senat, dem Papste irgend eine Genugthuung zu geben, um das Volk vor dem Unglück zu bewahren, welches die Ausschließung von der christlichen Kirchengemeinschaft mit sich führe. Der Doge sagte ihm bei der Gelegenheit folgende Worte, die eine furchtbare Drohung enthielten: „Europa muß die Strenge mißbilligen, welche der Papst gegen ein Volk brauchen will, welches fortwährend soviel Eifer für die Religion und soviel Ergebenheit für den heiligen Stuhl bewiesen hat. Ihr rathet den Frieden an, ihr solltet ihn denjenigen anrathen, die denselben stören; ihr ermahnt uns, größere Gefahren zu verhüten, der Papst hat eine sehr große zu vermeiden, wenn die Republik, wäre sie ihren Grundsätzen weniger treu, nur ihrer gerechten Rache folgte, das heißt, wenn sie sich von dem Gehorsam gegen den heiligen Stuhl lossagte, und darin dem neuerlich gegebenen Beispiele so vieler Völker nachfolgte. Macht diese Gefahr dem heiligen Vater begreiflich, vermögt ihn dazu, auf friedlichere Rathschläge zu achten; mein Alter und meine Erfahrung berechtigen mich, also mit euch zu reden."

Nach dieser förmlichen Antwort befahl der Se-

nat seinem ordentlichen Gesandten Rom zu verlassen, der Papst rief seinen Nuntius ab, und die venetianische Regierung machte eine Protestation bekannt, in welcher sie erklärte, es sey zu ihrer Kenntniß gekommen, daß der Papst den 17. April ein Monitorium gegen die Republik erlassen habe, daß die Republik zufolge der Verpflichtung ihr oberherrliches Recht zu behaupten, welches durch jene Bulle angetastet sey, vor Gott und Menschen gegen dieselbe auftrete, daß sie die Berufung auf ein künftiges Concilium nicht einmal für nothwendig geachtet habe, weil diese Bulle an und für sich durchaus der rechtlichen Gültigkeit ermangele, ins Leere und ungesetzmäßig hingeschleudert sey: daß man der Gewißheit lebe, das Breve seiner Heiligkeit werde den Geistlichen, allen Unterthanen der Republik und den übrigen Völkern als null und nichtig einleuchten, und die Geistlichen würden nicht aufhören, ihre Amtspflichten zu erfüllen, so wie auch die Venetianer fortwährend der römisch-katholisch-apostolischen Religion treu anhangen und in dem Gehorsam verharren würden, den sie immer dem heiligen Stuhl erwiesen, in Erwartung, daß Seine Heiligkeit zu väterlichern Gesinnungen zurückkehren werde. Der Nuntius sah diese Protestation bei seiner Abreise von Venedig an die Thür seines Palastes geheftet. Ein Manifest an alle Städte und Obrigkeiten der Republik begleitete dieselbe; es erörterte die drei Hauptgegenstände des Streites, das Verbot der Güterentäußerung zu Gunsten der Geistlichkeit, die Untersagung neuer kirchlicher und klösterlicher Bauten, die Nachweisung der Nothwendigkeit, die geistlichen Personen in weltlichen Angelegenheiten auch dem weltlichen Richterstuhle zu unterwerfen.

Das Verbot der Schenkungen fand darin eine unumstößliche Rechtfertigung, daß die Geistlichkeit bereits den vierten, und vielleicht selbst den dritten Theil vom Gebiete des Staats besaß, ob sie gleich nicht den hundertsten Theil der Bevölkerung ausmachte; neue Erwerbungen konnten ihr mithin aus Rücksichten für das öffentliche Wohl unmöglich verstattet werden. Der Senator Quirini hatte den Werth der unbeweglichen geistlichen Güter auf mehr als 30 Millionen Goldducaten berechnet und ihren jährlichen Ertrag auf anderthalb Millionen; die Einkünfte aus denselben stiegen folglich im heutigen französischen Gelde auf 26 Millionen Franken. Da die geistlichen Besitzungen unveräußerlich waren, so würde die Geistlichkeit wenn man ihr Wachsthum nicht hinderte, zuletzt alles unbewegliche Eigenthum verschlungen und die übrige Volksmasse bis zur Dienstbarkeit herabgewürdigt haben; da ferner diese Güter als Theile des kirchlichen Vermögens keine Abgaben entrichteten, so hätte der Staat seine ergiebigsten Hülfsquellen eingebüßt. Sonst erhob die Republik ohne Schwierigkeit einen Zehnten von den geistlichen Gütern; in der letzten Zeit, seitdem man dem römischen Hofe hatte nachgeben müssen, durfte der Zehnte nur mit Erlaubniß des Papstes eingefordert werden und diese Bewilligung erstreckte sich nur auf fünf Jahre und wurde oft verweigert. Es war schon ein großes Uebel für die Bürger, daß sie die gesammten öffentlichen Lasten allein tragen mußten, da sie doch nur zwei Drittel des Grundeigenthums besaßen, und außerdem waren diese Besitzungen zu Gunsten der Geistlichkeit noch mit einer Abgabe beschwert, die den zehnten Theil des Ertrags ausmachte. Das Bauen neuer Kir-

chen und Klöster mußte die Regierung zu hindern suchen, um dem gefährlichen Wachsthum der Geistlichkeit Einhalt zu thun; sie mochte nun dem Staat durch ihren Reichthum, wie es wirklich der Fall war, Verderben bereiten oder ihm durch ihre Armuth zur Last fallen, wogegen sie sich aber klüglich verwahrt hatte. Man hatte nicht Ursache, sich ihrer Vaterlandsliebe zu rühmen. Man durfte dieses mächtige Gefühl nicht von einer Schaar fremder Priester erwarten, welche die Klöster der Republik füllte; es war auf keine Weise rathsam, ihre Zunahme zu dulden; sie wären in ihren Ausschweifungen, in ihrer Unverschämtheit, in dem Mißbrauche ihres Amts, in ränkevoller Thätigkeit, in der Jagd auf Testamente nur noch weiter gegangen; man mußte ihnen Schwert und Gift entreißen, um ihnen ihre teuflischen Unternehmungen zu wehren. So lauten die Ausdrücke des Manifestes. Ein Land, in dem der geistliche Charakter eine hinreichende Schutzwehr gegen die Ahndungen des Fiscus und der beschränkenden Gesetze bildete, würde endlich nur ein Volk von Geistlichen tragen und mithin des Anbaues und der Vertheidigung verlustig gehen.

Dieses Manifest und die ihm vorangeschickte Protestation schienen nicht auszureichen, um sich der Geistlichkeit vollkommen zu versichern; der Rath der Zehn beschied deshalb die Obern aller religiösen Vereine vor sich, und deutete ihnen an, daß die Regierung ungeachtet des verhängten Interdicts die ununterbrochene Verrichtung des Gottesdienstes verlange, und daß Niemand ohne Befehl oder Erlaubniß der Regierung das Gebiet des Staates verlassen solle. Die Jesuiten, Capuziner, überhaupt alle Mönche betheuerten ihren Gehorsam; in der ganzen

Republik hatte nur der Grosvicar von Padua die Stirn, dem Podesta, der ihm diese Verordnungen zustellen ließ, darauf zu entgegnen, er würde thun, was ihm der heilige Geist eingäbe; worauf jener erwiederte, der heilige Geist habe dem Rath der Zehn bereits eingegeben, alle Widerspenstigen hängen zu lassen. Die Weltgeistlichkeit hielt ihr Versprechen, nicht so die Gesammtzahl der Mönche. Sie erhielten Briefe von ihren Obern aus Rom, die ihnen auftrugen, das Interdict wohl zu beachten. Die Jesuiten, die dem Papste gern zu Willen gewesen wären, ohne deshalb völlig mit der Republik zu brechen, sannen eine Unterscheidung aus. Sie erklärten, daß sie ihre gottesdienstlichen Verrichtungen fortsetzen und mithin ihrem Versprechen nachkommen würden; daß aber die Messe, in Betracht ihrer Vorzüglichkeit, nicht unter jenem allgemeinen Ausdruck begriffen sey, und sie solche wegen ihres Gewissens und aus schuldigem Gehorsam gegen den Papst nicht öffentlich halten dürften. Dieser Unterscheidung folgte als Antwort ein Befehl, welcher sie noch an demselben Tage aus Venedig und dem ganzen Gebiete der Republik verwies. Ein Vicar des Patriarchen nahm sogleich Besitz von ihrer Kirche, und begleitete sie bis zum Hafen. Die guten Väter warfen sich im Augenblick ihrer Einschiffung zu seinen Füßen nieder, und flehten um seinen Segen. Das Volk, welches diese gleisnerische Demuth durchschaute, rügte dieselbe mit Hohngelächter. Sie hatten noch vor ihrer Abreise die Kapuziner zum Widerstande gegen die Befehle der Regierung vermocht, die deswegen ebenfalls vertrieben wurden. Einige Zeit nachher verbannte eine Verordnung alle ungehorsame Mönche

für immer aus dem Staate und zog ihre Güter ein. Die Einkünfte der Jesuiten betrugen in Venedig allein gegen 30000 Ducaten. Man beschloß, daß das Gesetz, welches ihre Verbannung aussprach, nur mit einer Mehrzahl von fünf Sechstheilen der abstimmenden Senatoren künftig widerrufen werden könne. Als der Papst sah, daß der ausgesprochene Bann, anstatt die Republik zum Gehorsam zu zwingen, oder ihr wenigstens Verwirrung zu bereiten, keine andere Folge hatte, als die Vertreibung der Jesuiten und Kapuziner, rief er die Politik aller Fürsten zu Hülfe. Die Venetianer waren ihm darin zuvorgekommen; ihre Gesandten hatten allen Höfen die Anmaßungen und ungerechte Härte des apostolischen Stuhles vorgetragen, mit dem sichtbaren Bemühen, ihre Sache als die Angelegenheit aller Regierungen vorzustellen. Es entspann sich jetzt eine lange Unterhandlung, in welche alle katholische Fürsten, besonders die Könige von Spanien und Frankreich die Rolle der Vermittler zu spielen suchten. Jeder trachtete nach der Ehre, Schiedsrichter in dieser Streitsache zu seyn, ohne daß sie ihnen darum besonders am Herzen lag. Sie wollten ihren Einfluß vor den Augen Europa's zeigen; darauf beschränkte sich ihre ganze Theilnahme. Zehn Gesandte reisten von Paris und Madrid nach Rom und Venedig mit Vergleichsentwürfen, Gegenvorschlägen, Eröffnungen und Erklärungen, welche die Streitpunkte von den verschiedensten Seiten auffaßten und behandelten. Die Kabinette von Frankreich und Spanien legten einen so großen Werth auf den leitenden Einfluß bei dem Geschäft der Vermittelung, daß der Madrider Hof, um das Schiedsrichteramt an sich zu reißen,

einige Rüstungen vorspiegelte, als wollte er den Papst mit bewaffneter Macht unterstützen, wenn die Venetianer sich etwa in die Arme Frankreichs würfen. Der König von Spanien schrieb selbst an den Papst, um ihn davon zu versichern. Der Graf Fuentes, Gouverneur des Mailändischen, trieb seine Ziererei bis zu der Aeußerung: er wolle ganz bewaffnet ins Paradies gehen. Der Papst, welcher gleich vom Anfange dieser Spaltung erklärt hatte, daß er im Nothfalle auch irdische Waffen brauchen würde, schritt zu Truppenaushebungen, verstärkte die Besatzungen, errichtete einen Kriegsrath, gebildet aus funfzehn Cardinälen, legte Taxen auf und ließ den Schatz von Loretto holen, um ihn für den bevorstehenden Krieg zu verwenden. Die Venetianer waffneten sich gleichfalls, doch mit vieler Ruhe, weil sie überzeugt waren, daß die Spanier sie blos in Verlegenheit und Furcht setzen wollten, und daß dieselben es mit dem Kampfe zum Vortheile des päpstlichen Interesse nicht ernsthaft meinten. Der böse Wille der Spanier zeigte sich bald darauf in ihren Unternehmungen gegen die Küsten Albaniens, wo sie die den Türken zugehörige Stadt Durazzo plünderten, in der Hoffnung, daß diese deshalb alle Christen zur Rechenschaft ziehen, eine Flotte in den Golf schicken, und durch ihre Feindseligkeiten die Republik in die Nothwendigkeit setzen würden, die Hülfe Spaniens nachzusuchen. Aber es kam anders. Die Pforte änderte ihre Haltung nicht, und anstatt die Venetianer anzugreifen, bot sie ihnen ihre Hülfe gegen den Papst an, so daß selbst die Türken sich in den Streit zwischen Venedig und Rom mischten; sie verrichteten öffentliche Gebete und fasteten, damit der Himmel die Zwietracht unter den Christen

fortdauern lasse. Ihre Wünsche gingen nicht in Erfüllung; der Krieg beschränkte sich auf eine lebhafte Wortfehde, bei welcher die Doctoren der beiden Parteien ihre Wissenschaft und Bosheit an den Tag legten. Der Papst wollte, wie er in seiner verwegenen Willkühr drohte, den Dogen vor den Richterstuhl der Inquisition ziehen; er setzte hinzu, daß er Gründe hätte, denselben als Ketzer verurtheilen zu lassen. Er ordnete ein Jubiläum an, ausdrücklich in der Absicht, die Venetianer von dem Gnadenquell auszuschließen, welchen dasselbe nach dem Glauben jener Zeit über die treuen Anhänger der Kirche verbreitete. Die Jesuiten, diese treuen Trabanten des römischen Hofes, ließen sich nicht daran gnügen, eine Menge von Schriften gegen die Republik zu verbreiten, an den Höfen Ränke gegen sie zu spinnen, dieselbe auf der Kanzel durch ihre Deklamationen zu verunglimpfen, und sie der Ketzerei und Tyrannei anzuklagen. Sie unterhielten Briefwechsel mit den Reumüthigen, brachten ihnen Gewissensscrupel bei, forderten Erklärungen, legten Wiederersatz auf; glaubte man ihnen, so war die Feier der Messe, so lange Venedig unter dem Interdict lag, eine Gotteslästerung; ihr beiwohnen hieß Götzendienst.

Die Cardinäle Bellarmin, Colonna, Baronius betraten den Kampfplatz mit der Feder in der Hand; ihnen folgte eine Menge dunkler Mönche und Theologen hintennach. Die Republik setzte diesen alle ihre Doctoren entgegen, unter welchen der Bruder Paul Sarpi sich durch den Umfang seiner Kenntnisse, die Stärke seiner Dialectik und die Unabhängigkeit seiner Gedanken auszeichnete. Das Buch, welches er über den streitigen Gegenstand schrieb, verdient in mehrfacher Hinsicht Aufmerksamkeit.

Der Verfasser erklärt, daß er durch seine Schrift die Gewissen der Zehnmänner bei den Drangsalen beruhigen wolle, die ihnen der Arm der Kirche verursache. Auch ist das ganze Werk nichts als eine Sammlung von Beweisgründen gegen den römischen Hof, berechnet auf Staatsmänner. — „Es giebt, — wie er sagt, — eine Denkart für den gemeinen Haufen und eine andere für Staatsmänner. Die Wissenschaft gleicht dem Weine. Gesittete Personen genießen denselben zu ihrer Stärkung; der Pöbel braucht ihn, um sich zu berauschen. Wenn es in der Politik oft Vortheil bringt, daß die größere Anzahl unwissend bleibt, so ist dieß in Glaubenssachen ganz unumgänglich." Dieser Mönch, dessen Ideen sich so weit über seinen Stand und die Vorurtheile seiner Zeit erhoben, erfuhr einige Jahre nachher, daß es Feinde giebt, welche nie verzeihen; er wurde zwei- bis dreimal meuchlings angefallen. Er war ein Gelehrter, ein Politiker, ein tüchtiger Schriftsteller, aber zuweilen ein verhaßter Rathgeber der Zehnmänner, besonders wenn er sagt, daß Gift in gewissen Fällen die Stelle des Henkers vertreten darf. Man muß dem Cardinal Bellarmin, dem Gegner Fra Paolo's, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er den Letztern von der Verschwörung in Kenntniß setzte, die dessen Leben bedrohte. Paolo trug ein Panzerhemd unter seiner Kleidung; er ließ sich von einem seiner Klosterbrüder begleiten, der mit einem Feuergewehr bewaffnet war. Ungeachtet dieser Maßregeln der Vorsicht wurde er eines Abends von fünf Meuchelmördern überfallen, die ihm drei und zwanzig Dolchstiche beibrachten, und sich in den Kirchenstaat retteten, vermittelst einer auf Befehl des Nuntius bereit gehaltenen Barke.

Da seine Feinde ihm nicht hatten ans Leben kommen können, wollten sie ihn als Ketzer verurtheilen lassen. Man hegte den Verdacht gegen ihn, als theile er die Meinung der Reformirten, und um ihn zu überführen, suchte man seinen Briefwechsel mit dieser Religionspartei in die Hände zu bekommen. Der französische Gesandte Leon Brulart mischte sich verkehrt genug in diese Nachspürung. Die Versuche des Meuchelmordes erneuerten sich gegen den Rathgeber der Republik; er wurde endlich in Rom verurtheilt hütete sich aber weislich, daselbst zu erscheinen. Als die Venetianer nach seinem Tode dem Manne ein Denkmal errichten wollten, der sein Leben und seine Talente der Vertheidigung ihrer Staatsrechte gewidmet hatte, ließ ihnen der Papst Urban VIII. andeuten, daß er zu den äußersten Mitteln entschlossen sey, ehe er dies zugeben würde. Die Regierung, die sich nicht in neue Händel mit dem römischen Hof verwickeln wollte, ließ das Denkmal aus dem Hause des Künstlers auf die Seite schaffen.

Pauls V. Entschlossenheit wurde durch den gemessenen aber unbiegsamen Widerstand des venetianischen Senats merklich aus der Fassung gesetzt. Mehr als ein Jahr war nach der Bekanntmachung des Interdicts verflossen, ohne daß die geringste Unruhe im Staate vorgefallen, und der Gottesdienst unterbrochen worden war. Die Kirchenstrafen verloren durch ihre Fortdauer von ihrem Ansehen, und die Regierung, welche sie für null und nichtig erklärt hatte, wollte nicht einmal davon losgesprochen seyn. Die Gesandten, welche sich mit dieser Angelegenheit befaßt hatten, erhielten die Einladung zur Antwort, sie möchten sich mit ihren Bemühungen an den Urheber des Streites wenden, der

die Mittel in Händen habe, ihn beizulegen durch den Widerruf seiner eben so ungerechten als unnützen Machthandlungen. Während dieser langen Unterhandlung schrieb der König von Spanien einen Brief an Paul V., worin er ihm wirksamere Hülfe versprach; dieses Schreiben gab dem Papst seinen Muth wieder. Er verwarf alle gütliche Vorschläge, merkte aber bald an der Unthätigkeit der Spanier, daß ihre Drohung nur darauf berechnet gewesen war, die Venetianer von der Annahme der französischen Vermittelung abzuhalten. Philipp III. hatte nichts weniger im Sinne, als einen Krieg, um zu Gunsten des römischen Hofes Anmaßungen zu unterstützen, die derselbe auch gegen ihn kehren konnte. Er wußte daß die Könige von Frankreich und England den Venetianern Hülfe verheißen hatten, wenn sie angegriffen werden sollten. Da er im Grunde nur nach der Ehre des Friedensstifters strebte, so sandte er einen seiner Minister nach Venedig, wo der französische Bevollmächtigte seinen Eifer nun noch mehr anstrengte, um den entscheidenden Augenblick nicht zu versäumen. Das Drängen der beiden mächtigen Vermittler und anderer Fürsten ermüdete den Senat von Venedig auf die Länge; er wich indessen keinen Schritt von seinem vorgezeichneten Wege ab. Der Papst sah ein, daß sein Vortheil fordere, denjenigen als Mittler anzunehmen, welcher der Republik am angenehmsten seyn dürfte, das war der König von Frankreich, Heinrich IV., weil er ihr das wenigste Mißtrauen einflößte. Er gab sonach dem französischen Gesandten zu erkennen, daß er den Venetianern wieder seine väterliche Gewogenheit schenken wolle, wenn man sie

dazu bestimmen könnte, ihm eine gerechte Genugthuung zu geben; er bat denselben, in dieser Absicht mit dem Ansehen seines Hofes dazwischen zu treten. Die Sache war schwierig, da man nicht wußte, was der Papst unter der gerechten Genugthuung verstand, und die Republik ihm keine schuldig zu seyn glaubte. Nach vielen unnützerweise erörterten Entwürfen schlug man einen Plan vor, in Folge dessen der Gesandte Frankreichs den Papst im Namen der Venetianer bitten sollte, die Kirchenstrafe aufzuheben; die beiden auf Befehl der Regierung verhafteten Geistlichen sollten ausgeliefert werden, nicht unmittelbar an den Papst, sondern an den König, und blos aus Ehrfurcht für dessen Majestät; das Interdict sollte vier oder fünf Tage lang gelten; man wollte einen Tag zur Aufhebung der Kirchenstrafen festsetzen, und zu gleicher Zeit sollte die venetianische Regierung ihre Gegenerklärung zurücknehmen; die aus Venedig bei Gelegenheit des Interdicts vertriebenen Mönche sollten zurückgerufen werden; die Ausführung der beiden Verordnungen in Betreff der Kirchen und Schenkungen sollte bis nach dem Abschlusse des Vergleichs ausgesetzt bleiben.

Von diesen sechs Vorschlägen nahm die venetianische Regierung nur einen einzigen an. Sie willigte ein, dem Könige aus freier Bewegung ihres Willens und aus Achtung für einen so großen Monarchen, die beiden Gefangenen zu überlassen, aber ohne sich deshalb irgend eines ihrer Rechte zu begeben. In Ansehung der dem Papste vorzutragenden Bitte, wegen Aufhebung der Kirchenstrafen, erklärte sie, daß, da die Venetianer dem Papste keinen Anlaß zum Mißvergnügen ge-

geben hätten, sie ihn auch nicht um die Zurücknahme seiner rächerischen Maßregeln zu ersuchen brauchten; daß die Erklärung gegen das Monitorium ohne Schwierigkeit aufgehoben werden könne, daß aber vorher auch die Kirchenstrafen aufgehoben werden müßten; daß die Republik sich nicht verpflichten könne, die Ausführung ihrer Gesetze zu verschieben und daß man in der Anwendung derselben auf die bekannte Mäßigung der Regierung rechnen dürfe. Was das Interdict betreffe, so könne die Republik, die es für null und nichtig erklärt habe, nicht zugeben, daß es auch nur für eine Stunde Gültigkeit habe; die Zurückberufung der Mönche würde man besonders und später verhandeln; in allen Fällen würden jedoch die Jesuiten von der Zurückberufung ausgeschlossen bleiben. Diese Antwort nahm dem Papste alle Hoffnung auf die verlangte Unterwerfung; er bequemte sich jetzt dazu, seine friedlichen Gesinnungen zu erneuern, und als die Sache so weit gediehen war, daß sie einen glücklichen Ausgang versprach, sandte Heinrich IV. den Cardinal Joyeuse mit Vollmachten ab, um die Aussöhnung des Papstes mit der Republik entscheidend abzuschließen. Alles, was derselbe von den Venetianern erlangen konnte, bestand in der Erlaubniß, den Papst um Aufhebung der Kirchenstrafen zu bitten. Der Senat weigerte sich durchaus, dieses Gesuch seinem eigenen Gesandten aufzutragen. Der Cardinal Joyeuse sollte es nach dem Willen der Regierung nicht einmal schriftlich vorbringen. Die Aufhebung der Kirchenstrafen sollte ferner nicht, wie es der herrschende Gebrauch mit sich brachte, in Rom, sondern in Venedig vor sich gehen, und zwar nicht schriftlich sondern mündlich.

Als der Cardinal Joyeuse sich zum Papste begab, um ihm dieses Ultimatum zu überbringen, war derselbe entschlossener zur Entsagung als er von ihm erwartet hatte. Mit den Vollmachten des heiligen Stuhles versehen, kam der Cardinal den 10. April 1607 nach Venedig zurück. Er gab erst vor, um den Aufträgen des Papstes nachzukommen, als habe er keine einfache und gänzliche Annahme der vorgeschlagenen Artikel erhalten, machte auch noch sonst den einen und den andern Versuch, günstigere Bedingungen zu erhalten, namentlich für die Jesuiten; da aber der Senat unbeweglich auf seinen Entschließungen beharrte, so trug er darauf an, mit dem Dogen und der Signoria die Kirche des heiligen Markus zu besuchen, wo er nach der Messe den gewöhnlichen Segen ertheilen würde, dessen Geltung der Aufhebung der Kirchenstrafen gleichkomme. Auch dieser Vorschlag wurde verworfen, weil der Segen für eine Absolution genommen werden konnte.

Endlich begab sich den 21. April ein Sekretair der Signoria mit den beiden verhafteten Geistlichen zu dem Cardinal, bei welchem sich der französische Gesandte befand, indem er diesen also anredete: Hier sind die beiden Gefangenen, welche der durchlauchtigste Fürst der getroffenen Uebereinkunft gemäß hersendet, um sie Ew. Excellenz aus Willfährigkeit gegen den allerchristlichsten König zu übergeben, jedoch unter der Verwahrung, daß dieser Schritt der Gerichtsbarkeit keinen Eintrag thut, welche der Republik über die Geistlichen zusteht. Der Gesandte antwortete, daß er sie unter dieser Bedingung annehme und stellte darüber eine Beglaubigung aus. Hierauf überließ er die Ge-

fangenen dem päpstlichen Commissair. Begleitet von dem Gesandten nahm Joyeuse Platz in Gegenwart des Dogen und des Rathes, und richtete an die Versammlung, die mit bedecktem Haupte dasaß, folgende Worte: „Ich schätze mich glücklich, Ew. Durchlaucht ankündigen zu können, daß alle Kirchenstrafen aufgehoben sind, wie sie denn in der That nicht mehr bestehen. Ich freue mich über dieses für die gesammte Christenheit und insbesondere für Italien so glückliche Ereigniß.“

Der Doge händigte ihm hierauf den Widerruf der Protestation gegen das Monitorium ein. Er lautete folgendermaßen: „Leonhard Donato, durch Gnade Gottes Doge von Venedig, den hochwürdigsten Patriarchen, Erzbischöfen, Bischöfen u. s. w. Da sich endlich durch die Gnade Gottes ein Mittel gefunden hat, unserm heiligen Vater, dem Papst Paul V., unsere aufrichtige Ehrfurcht zu erkennen zu geben, und da seine Heiligkeit, überzeugt von unsern Gründen, bereit ist, die Ursache aller zwischen dem heiligen Stuhle und der Republik obwaltenden Streitigkeiten aufzuheben, so haben wir mit Freude die Erfüllung der Wünsche vernommen, die unaufhörlich von uns als den unterwürfigsten Söhnen der Kirche gehegt worden sind. Darum haben wir euch durch Gegenwärtiges Kenntniß davon geben wollen, und wir melden euch hiermit, daß, da Seine Heiligkeit die Kirchenstrafen aufgehoben hat, wir uns dazu verstehen, daß die Protestation, welche wir gegen die Bekanntmachung derselben erließen, für nicht geschehen und als beseitigt angesehen werden soll, um dadurch wie durch alle unsere Handlungen unsern Entschluß zu bezeigen, die Frömmig-

keit und den Glauben unserer Väter zu bewahren."

Nach Beendigung dieser Ceremonie hielt der Cardinal die Messe in einer der Kirchen Venedigs, ohne daß ihm der Doge und die Signoria dahin folgten. Der römische Hof verbreitete die Meinung, als habe der Cardinal die Absolution ertheilt; das ist schwer zu begreifen, da die oft angebotene Absolution fortwährend ausgeschlagen war, und der Doge und seine Räthe während der Rede des Prälaten mit bedecktem Haupte saßen. Man nahm seine Zuflucht zu einem Kunstgriffe, dessen Erbärmlichkeit zu einem mitleidigen Lächeln zwingt. Man versicherte: daß der Cardinal bei seinem Eintritte in die Versammlung das Zeichen des Kreuzes mit der Hand gemacht habe, die unter seinem Bischofsmantel verborgen war; das ist möglich: allein die Venetianer, die nicht wider Wissen gesegnet seyn wollten, murrten laut über diese ausgesprengten Gerüchte; die Regierung mußte eine umständliche und begründete Darstellung über das Vorgegangene in Umlauf setzen, und um die Eitelkeit des römischen Hofes zu demüthigen, die so nichtigen Tröstungen nachging, fielen bei der Aussöhnung alle öffentlichen Freudenbezeigungen weg. Am Ende dieses Jahres fand der Papst Gelegenheit, an den Venetianern eine kleine Rache auszulassen. Der Senat hatte nämlich dem verstorbenen Patriarchen einen Nachfolger gegeben. Paul rief jetzt eine alte Verordnung ins Leben zurück, welche die von der weltlichen Macht ernannten Bischöfe einer Prüfung unterwirft. Gewöhnlich begnügte man sich damit, sie über die Wissenschaft ihres Glaubens im Allgemeinen zu ver-

nehmen. Der gegenwärtige Papst verlangte, daß der Patriarch von Venedig persönlich in Rom zur Prüfung erscheinen solle, und als jener nach langer Unterhandlung diesen Sieg davon getragen hatte, war er boshaft genug, dem Patriarchen einen Jesuiten zum Examinator zu geben.

Die Republik verlor in Heinrich IV., der 1610 meuchlings getödtet wurde, einen mächtigen Bundesgenossen; die Freundschaft beider war durch gegenseitige Dienste unterhalten und befestigt worden.

Der Doge Leonhard Donato, der 1612 starb, ließ den Staat in tiefer Ruhe zurück. Die Wahl seines Nachfolgers versetzte den alten Adel in eine unverhoffte Gährung. Seit zwei Jahrhunderten hatte derselbe der Republik keinen Dogen gegeben. Es wird erzählt, daß 19 Familien sich verbunden hatten, um fortwährend die mächtigen Häuser, deren Stolz schwer lastete, von der ersten Würde des Staats auszuschließen. Nur in Venedig konnte sich ein solcher Bund mehrere Geschlechter hindurch erhalten. Wahrscheinlich begünstigten die Staatsinquisitoren dieses System der Ausschließung gegen Familien, deren Einfluß sie fürchteten. Markus Anton Memmo folgte dem Leonhard Donato; man setzt hinzu, daß Veniero, einer der Verbündeten sich aus Verzweiflung erhängt habe, weil es ihm nicht gelungen war, diese Wahl zu hintertreiben. Unter dem neuen Dogen erhoben sich zwei Kriege; der eine war eine Fortsetzung der Räubereien der Uskoken, der andere entspann sich aus dem Streite der Häuser Savoien und Gonzaga über den Besitz von Montferrat.

Das Wort Uskok bezeichnet im Dalmatischen einen Ueberläufer. Die Einfälle der Türken in

Croatien, Dalmatien und Albanien nöthigten verschiedene Einwohner dieser Provinzen, sich auf mehreren, fast unzugänglichen Punkten anzusiedeln. Im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts nahm ein ungarischer Lehnsherr, Besitzer der Festung Clissa über Spalatro, eine große Anzahl dieser Flüchtlinge auf. Von hier aus unternahmen sie Streifereien in das türkische Gebiet, und theilten mit ihrem Beschützer die gewonnene Beute. Diese unaufhörlichen Feindseligkeiten zogen die Türken gegen Clissa heran. Die Uskoken vertheidigten diesen Platz hartnäckig ein Jahr hindurch. Endlich wurde er genommen, und die unglücklichen Ueberbleibsel der eingedrungenen Bevölkerung irrten in den Bergen umher. Als Ferdinand von Oesterreich vernahm, daß die Türken auch nach dem Besitz der kleinen Stadt Segna strebten; so bot er den Uskoken, die sich seit dem Falle von Clissa zerstreut hatten, seine Unterstützung an, wenn sie den neuen Zufluchtsort bewachen, und die Türken davon entfernt halten wollten. Segna liegt im Golf von Quarnero. Berge und Wälle vertheidigen es von der Landseite, viele kleine Inseln und Klippen, die krumme Kanäle und Untiefen bilden, machen es von der Seeseite für die größern Schiffe unzugänglich. Das Meer, welches unaufhörlich Winde aufwühlen, die von den Bergen zurückprallen, bedeckt die Klippen häufig mit den Trümmern der Schiffbrüche. Weder der Ackerbau noch der Fischfang reichte den Uskoken in dieser Gegend den nothwendigen Unterhalt. Gewöhnt an ein kriegerisches Leben, hätten sie sich wohl auch nicht leicht zu friedlicheren Beschäftigungen bequemt. Sie trieben ihre Plünderungen auf tür-

kischem Gebiete fort; die Nachbarschaft des Meeres lockte sie indeß bald, ihr Glück auf einem andern Elemente zu versuchen; die Krümmungen einer stürmischen Küste boten ihnen Schlupfwinkel dar, wohin man sie nicht verfolgen konnte. Anfänglich schonten sie die christlichen Schiffe, wenigstens in dem Maße, als es ihrer Zügellosigkeit möglich war. Die Türken fühlten sich empfindlich von den zahlreichen bewaffneten Barken belästigt, die ihre abgesonderten Fahrzeuge wegnahmen, oft sogar auf der Rhede und mitten in den Häfen. Die türkische Regierung führte deshalb bei der Republik Beschwerde, die als Oberherrin des adriatischen Meeres und besonders zufolge der mit der Pforte geschlossenen Verträge die Verbindlichkeit auf sich hatte, dem türkischen Handel volle Sicherheit zu gewähren. Der Divan mahnte die Venetianer an ihr Versprechen, und drohte im Weigerungsfalle sich selbst durch eine Flotte, innerhalb des adriatischen Meeres, Gerechtigkeit zu verschaffen. Die Republik konnte darüber ihre Furcht nicht verbergen, sie rechtfertigte sich gegen den Verdacht des Einverständnisses durch Aufzählung der Klagen, die sie selbst über die Uskoken zu führen hatte, wandte sich an den Kaiser, den Beschützer dieser Seeräuber, und selbst an den römischen Hof, damit auf dessen Verwendung den fortdauernden Räubereien von Seiten Oesterreichs schnell und nachdrücklich ein Ziel gesetzt werde. Der Kaiser erließ hierauf einige Befehle, die Venetianer sandten einige Galeeren, man ergriff die Uskoken auf der That und knüpfte sie an die Segelstangen, um ihre Bestrafung recht augenscheinlich zu machen. Dergleichen Züge erneuerten sich von Zeit zu Zeit,

die Pforte beklagte sich fortwährend, daß man die Uskoken nicht lebhaft genug verfolge, Oesterreich dagegen: daß man ihnen bis in sein eigenes Gebiet nachsetze; man mußte es wohl thun, weil Oesterreich ihnen Vorschub leistete. Die Unterthanen der Republik auf einigen kleinen Inseln, die an den Sitz der Uskoken stießen, hatten, zu schwach für die Selbstvertheidigung, eine Art Vertrag mit denselben geschlossen. Sie meldeten ihnen die Nähe der Gefahr und genossen dafür einige Sicherheit. Diese Räuberbanden vermehrten sich. Alle Verbrecher, die der österreichischen Gränze, den türkischen Provinzen, der italienischen Küste entflohen, wandten sich mit ihrem durch Unthaten erprobten Muthe nach jenem Raubneste, wo sie unter Oesterreichs Vergünstigung Zuflucht fanden. Sie hatten viele Weiber, die sie zu rauben pflegten. Die Weiber lebten im Müßiggange und waren fruchtbar; nie blieben sie Wittwen. Geschmückt mit der kostbarsten Beute, reizten sie ihre Männer zum Raube an. Die Pforte setzte endlich diesen Rotten eine ähnliche Miliz entgegen. Als die Streifereien auf dem Festlande gefährlicher wurden und weniger lohnten, ergaben sich die Uskoken fast ausschließend der Seeräuberei. Die Republik mußte nothgedrungen in diesem Seestriche eine kleine Eskadre unterhalten und die Kauffahrteischiffe unter den Schutz von Kriegsfahrzeugen stellen; wodurch die Plünderungen schwerer wurden; nun warfen sich die Uskoken auf die dalmatischen, bisher verschonten Inseln, verwüsteten Veglin, Arbo, Pago, brannten die Dörfer nieder, und jagten die Landeinwohner den verschlossenen Städten entgegen. Es herrschte ein wahrer Kriegszustand und zwar

ein solcher, wo man kein Quartier gab. Die Türken fuhren fort, sich mit ihrem gewöhnlichen Stolze über die Unbilden der Uskoken zu beklagen. Wenn man auch vielleicht nicht sagen darf, daß Oesterreich geradezu dieselben beschützte, so wich es doch geflissentlich, bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande, dem Strafamte aus, zu dem es berufen war, und konnte es endlich den wiederholten Aufforderungen von mehreren Seiten nicht länger widerstehen, ohne sich selbst die bitterste Blöße zu geben, so schritt es mit einer so lässigen Mäßigung ein, daß der gute Wille der Regierung höchst zweifelhaft blieb. Die Venetianer hatten schon öfters Segna von der Seeseite angreifen wollen, um das Uebel in der Wurzel auszurotten: da aber die Türken sich erboten, die Stadt von der Landseite zu belagern, so schien es gefährlich, diesen eine Eroberung zu erleichtern, die sie für sich behalten haben würden. Ein Pascha der Umgegend nahm es auf sich, die Uskoken zu züchtigen; er gerieth dabei in feindselige Berührungen mit Oesterreich; der Kaiser sandte Truppen gegen ihn aus, die sein kleines Heer, als es über den Strom setzen wollte, größtentheils aufrieben. Von dem Augenblick an, als die Türken zu den Waffen gegriffen hatten, dachte die Republik nur daran, ihre Inseln zu sichern, weniger gegen die Uskoken als gegen die Türken. Die Neutralität, welche die Venetianer behaupteten, zog ihnen, wie natürlich, die Feindschaft der kriegführenden Macht zu, die im Nachtheil war. Die Oesterreicher, geschlagen von den Türken und nicht unterstützt von den Venetianern, hatten nichts dagegen, daß die Uskoken ihre Raubgier an dem Eigenthum der Republik

ausließen. Diese schickte einen Proveditor gegen sie aus, der einen ihrer Posten überfiel und zusammenhauen ließ. Eine Flotte von funfzehn Galeeren und dreißig bewaffneten Schiffen schloß verschiedene Häfen ein, die Oesterreich gehörten, das seine Empfindlichkeit über diesen Eingriff in seine Rechte laut zu erkennen gab. Die Aufhebung der Blokade wurde ein Gegenstand unnützer Unterhandlungen, über welche die Kühnheit der Seeräuber nur spottete. Eines Tages trieb der venetianische Admiral mehrere Barken derselben, auf welchen sich gegen 200 Mann befanden, in den Hafen bei Sebenigo. Die Seeräuber befanden sich auf einer Insel, auf dem Lande standen ihnen die Türken gegenüber; sie wären verloren gewesen ohne Hülfe eines Sturmes. Die Uskoken entschlüpften auf ihren leichten Fahrzeugen glücklich unter Begünstigung der Nacht. Die Venetianer errichteten hierauf Festungswerke, welche die Hauptengen einschlossen, durch welche der Golf von Quarnero mit dem Meere in Verbindung steht. Als die Uskoken ihre Seeräubereien unter diesen Umständen nicht weiter verfolgen konnten, fielen sie in das venetianische Istrien ein, ohne darnach zu fragen, ob nicht diese neue Feindseligkeit Oesterreich, das einen schweren Krieg gegen die Türken zu bestehen hatte, auch noch mit der Republik entzweien könne. Oesterreich, welches die gefährlichen Folgen der gespannten Verhältnisse durchschaute und denselben vorbeugen wollte, eilte den unzufriedenen Venetianern Genugthuung zu geben, und ersuchte sie, einen Abgeordneten nach Segna zu schicken, damit dieser sich durch den Augenschein von der strafenden Gerechtigkeit überzeuge, die dort auf die Uskoken warte. Diesmal blieb es nicht bei bloßen

Worten; die Seeräuber wurden entwaffnet, die Anführer derselben aufgehängt; diejenigen, welche Unterthanen der Republik waren, lieferte man derselben aus, und fuhr so lange mit Hinrichtungen fort als es dem venetianischen Abgeordneten gut dünkte. Man ließ etwa 100 Uskoken in Segna übrig, zweimal so viel zerstreute man in Croatien, die andern irrten in den Wäldern umher, um dem Tode zu entfliehen. Beiläufig ist daraus zu ersehen, daß die Zahl der Seeräuber eben nicht bedeutend war. Der österreichische Gouverneur hatte zu dieser Züchtigung deutsche Truppen gebraucht; nach der Entfernung derselben fiel er in einem öffentlichen Auflauf als Opfer der Rache, und, was billig Erstaunen erweckt, diese Mordthat blieb unbestraft. Die zerstreuten Uskoken eilten darauf wieder nach Segna. Dies war der Stand der Dinge im Jahre 1602.

Die Seeräuber griffen bald wieder zu ihrem alten Geschäft; 600 Mann stark wandten sie sich gegen eine kleine türkische Stadt in der Nähe von Sebenigo, das den Venetianern gehörte; sie nahmen sie ein, plünderten sie und legten sie in Asche. Die Beute war so beträchtlich, daß sie dieselbe in ihren eigenen Schiffen nicht fortbringen konnten; in dieser Verlegenheit bemächtigten sie sich zum Behufe des Transportes der Fahrzeuge, die sie bei Sebenigo vorfanden, und versenkten selbe nachher. Die Türken schöpften Verdacht gegen die Einwohner von Sebenigo und klagten sie eines stillen Einverständnisses mit den Seeräubern an. Venedig und Oesterreich hemmten einige Zeit gemeinschaftlich diese Gewaltthätigkeiten; selbe brachen indessen bald wieder von neuem aus und zwar mit einer bisher unerhörten Kühnheit. Die Töchter der wohlhabenden Ein-

wohner an der Küste oder auf den venetianischen Inseln wurden erst geraubt und dann forderten die Räuber später mit bewaffneter Hand, wie sie sich ausdrückten, die Mitgift ihrer Weiber. Drei ihrer Barken nahmen 1606 eine Fregatte weg, die mit beträchtlichen Geldsummen und Briefen für die Republik, von Cattaro nach Venedig gehen sollte. Ein Theil des Geldes wurde durch Dazwischenkunft der österreichischen Behörden wieder herausgegeben. Kaum war diese Sache einigermaßen geschlichtet, so fielen 150 Uskoken über die venetianische Stadt Pola her; sie mußten zwar weichen, schleppten aber dennoch reiche Beute mit sich fort. Noch einmal schloß die Flotte der Republik Segna ein, und schnitt allen Handel, alle Lebensmittel, alle Verbindung zwischen den von Seeräubern besetzten Häfen und den Inseln ab. Mittlerweile hatte Oesterreich mit den Türken einen Waffenstillstand geschlossen und verbot jetzt den Uskoken bei Lebensstrafe der Pforte irgend einen Anlaß zur Wiedereröffnung der Feindseligkeiten zu geben. Ihre verwegene Thätigkeit wandte sich nun gegen die Venetianer, denen sie großen Nachtheil brachte, obschon die beständige Gegenwart ihrer bewaffneten Fahrzeuge den Einwohnern von Segna, die mehr oder weniger Mitschuldige der Seeräuber waren, harte Entbehrungen auferlegte. Der Herzog von Toscana und der Vicekönig von Neapel wollten einige Hundert dieser Banditen zur Bemannung ihrer Galeeren in Sold nehmen; mehrere unter ihnen boten der Republik ihre Dienste an. Oesterreich hintertrieb beides, weil es die Gegenwart der Uskoken als das zuverlässigste Unterpfand für die Erhaltung Segna's ansah. Da es ihnen aber nicht mehr erlaubte, ihren Lebensunterhalt nach gewohnter Weise zu gewinnen,

und ihnen auch den versprochenen geringen Sold schuldig blieb, so wurden sie dadurch gewissermaßen zum Plündern ermächtigt und gezwungen. Oesterreich wollte indessen den Venetianern eine Art von Genugthuung geben und befahl deshalb, alle Barken der Uskoken aufzubringen, und sie in Fiume zu verbrennen. Die Uskoken warfen sich auf Fiume, nahmen ihre Barken wieder weg, nebst allen andern, die im Hafen lagen. Trotz ihrer vielfachen Verluste waren sie damals zahlreicher als je. Die Häupter derselben verbreiteten mit wohlberechneter Arglist die Meinung, als ob sie auf Geheiß Oesterreichs und der Republik ihre Streifereien auf türkischem Gebiete trieben; sie wußten der politischen Lüge einen so hohen Grad von Wahrscheinlichkeit zu geben, daß die Pforte darüber von Venedig eine Erklärung verlangte, die der Wahrheit gemäß nicht anders als verneinend ausfallen konnte. Oesterreich mochte bei seiner feindseligen Stimmung gegen die Türken mit den Waffen künstlicher Verläumdung ein verdecktes Spiel getrieben haben, das vermuthlich darauf hinaus ging, die Venetianer wider Willen einem Bruche mit der Pforte auszusetzen. Die Türken überzeugten sich vollständig von der Richtigkeit des ausgesprengten Gerüchts, als die Uskoken einige Inseln der Venetianer verwüsteten, ihrem Fischfang, Handel und Landbau die empfindlichsten Streiche versetzten, selbst ihre bewaffneten Fahrzeuge angriffen, und den Proveditor Hieronymus Marcello mit seinen Leuten überfielen, ihn in die Berge schleppten, aus einer Höhle in die andere, bis er auf Oesterreichs Einschreiten wieder losgelassen wurde. Dieser Frevel hatte die Venetianer dergestalt erbittert, daß ihre Truppen die österreichische Gränze von Istrien

3 *

verheerten. Als die beiden Regierungen 1613 diesem Unwesen ein Ende machen wollten, zerschlugen sich die Unterhandlungen an zwei Hauptpunkten. Venedig verlangte einen Schadenersatz für seinen Verlust, und Oesterreich freie Schiffahrt im adriatischen Meere. Man kam blos dahin überein, daß Oesterreich den Räubereien der Uskoken Einhalt thun und zu dem Ende künftighin eine starke deutsche Besatzung in Segna unterhalten sollte. Oesterreich beharrte nach wie vor bei seinem zweideutigen System; es zeigte weder Lust die Uskoken zu zerstreuen, noch sie zu besolden. Sobald als die Venetianer die Blokade der Häfen wieder aufgehoben hatten, drangen gegen 500 Seeräuber aus denselben hervor, verwüsteten bis zu einer Entfernung von 50 bis 60 Meilen die Küsten, führten das Vieh weg und plünderten die Dörfer. Eine Flotille der Republik machte Jagd auf sie und nahm ihnen einige Barken; ein Verlust den sie schnell wieder ersetzten. Mit muthiger Geschicklichkeit nahmen sie eine venetianische Galeere in einem der Häfen der Insel Pago weg; nach dem Kampfe warfen sie gegen 40 Personen ins Meer, machten sich dann gegen Segna auf, schlugen unterwegs drei Oberofficieren die Köpfe ab, ermordeten den Capitain Christoph Veniero mit kannibalischer Grausamkeit, stellten sein Haupt auf die Tafel, an welcher sie ihre Gelage hielten, brachten die Galeere dann in den Hafen, und pflanzten Kanonen um die Stadt auf. Das Volk und die Freunde des unglücklichen Veniero schrieen in Venedig um Rache, und verlangten die Vernichtung der Seeräuber. Die gewichtigsten Männer des Staats dachten anders; der Krieg, der sich zwischen Spanien und der Republik erhoben hatte, rieth vor der Hand von einer

Zersplitterung der Kräfte ab, da besonders auch Oesterreichs Unentschiedenheit kein Zutrauen einflößte, und Istrien und Friaul der Fortpflanzung des Kampfes, wenn er einmal ausgebrochen war, gefährliche Berührungspunkte darboten. Man begnügte sich demnach, die Herausgabe der Galeere schriftlich zu fordern. Der österreichische Befehlshaber in Segna zeigte Bedauern über den Vorfall, welchen er ein Mißverständniß nannte und entschuldigte die Zurückbehaltung der Galeere mit der Nothwendigkeit, darüber Verhaltungsmaßregeln von seinem Hofe zu empfangen; blos den Kopf des Capitains sandte er zurück. Die österreichische Regierung schlug mit friedfertiger Miene Erörterungen vor, die kein Ergebniß versprachen, und blos zu endlosen Förmlichkeiten führten. Die Republik achtete mehr auf die Thatsachen als auf den Schneckengang der Unterhandlungen; ihre Admirale bewachten die Küste und verboten jede Verbindung mit den Ländern, welche die Uskoken bewohnten oder besuchten. Die österreichischen Minister, weit davon entfernt, an Schadenersatz zu denken, erblickten in jenem offenen Verfahren einen Grund zu Beschwerden und drangen wiederholt auf freie Schiffahrt im adriatischen Meere, das will sagen: die Schiffe unter österreichischer Flagge sollten zollfrei seyn und nicht nöthig haben, bei Venedig anzuhalten. Während dieser unnützen Worthändel, welche die mißvergnügte Stimmung der beiden Mächte nicht verbesserte, brachen die Uskoken neuerdings in Istrien ein, und raubten hier die Heerden der Venetianer, die auf österreichischem Boden weideten. Die Venetianer übten auf dem österreichischen Gebiete das Wiedervergeltungsrecht aus, und schlossen Segna enger ein, verbrannten ein Dorf,

welches die Mundvorräthe der Uskoken aufbewahrte, überfielen das Schloß Novi, welches dem Grafen Frangipani, dem Befehlshaber von Segna gehörte, rissen unter Plünderungen die Mauern desselben nieder und zerstörten die nahgelegenen Salzwerke, nicht minder jene, die seit 40 Jahren bei Triest angelegt worden waren, denn diese beklagenswerthen Feindseligkeiten erstreckten sich längs der ganzen Küste von dem äußersten Norden des adriatischen Meeres bis nach Cattaro. Die österreichischen Unterthanen, welche von dem Ertrage dieser Salinen lebten, überfielen die Venetianer bei Zerstörung der Dämme, tödteten eine beträchtliche Anzahl, verfolgten die übrigen bis nach Friaul, und drangen, stolz auf die Erfolge ihrer Waffen, bis über die Gränzen der Republik, wo sie mit Feuer und Schwerdt wütheten. Der Kampf wurde auf beiden Seiten mit der rohesten Leidenschaft geführt. Im venetianischen Lager brach Zwietracht aus, die bis zum Blutvergießen anwuchs; gefährliche Ueberrumpelungen, panische Schrecken, schimpfliche Niederlagen und der Verlust der gesammten Artillerie waren die Folge davon. Es war ein Glück für die Venetianer, daß sie einige Jahre früher in dieser Grenzgegend die Festung Palma Nova angelegt hatten; sie diente den flüchtigen Truppen als Zufluchtsort und als Schutzwehr gegen die Feinde. Als die Venetianer ihr kleines Heer wieder gesammelt hatten, erneuerten sie den Angriff, warfen die Oesterreicher aus allen unbefestigten Plätzen, wie aus Medea, Sagra, Cervignano, Cormons, Meriano, Porpetto, dem verfallenen Aquileja und überschwemmten die ganze Grafschaft Görz. Die österreichischen Minister

beklagten sich laut darüber, daß die Republik die Feindseligkeiten ohne Erklärung des Bruchs angefangen habe, und theilten ihre Beschwerden allen Höfen mit. Der Kampf mit den Uskoken verwickelte die Republik zugleich in einen Krieg mit dem Erzherzoge Ferdinand von Oesterreich. Die Berathung, welche dem Ausbruche der Feindseligkeiten voranging, war sehr stürmisch. Mit Hintansetzung der Gründe und selbst der Thränen alter Senatoren setzte Renico Zeno, das Organ der jüngern Männer, den Beschluß durch, welcher die Belagerung Gradisca's bestimmte. Der Baron von Trautmannsdorf erschien an der Spitze der österreichischen Truppen, und setzte Görz und Gradisca in Vertheidigungsstand. Man war damals in der Mitte Februars 1616. Von beiden Seiten wurden unnütze Ausfälle und Stürme versucht. Nachdem die Venetianer Gradisca eine geraume Zeit beschossen hatten, öffneten sie sich durch Hülfe einer Mine eine gangbare Bresche; die Muthlosigkeit der Soldaten verzichtete auf entscheidende Vortheile. Der Papst, die Franzosen, die Spanier boten unter diesen Verhältnissen ihre Vermittelung an, und schlugen einen Waffenstillstand vor. Die Venetianer hoben die Belagerung von Gradisca, die anderthalb Monat gedauert hatte, auch wirklich auf; eine falsche Maßregel, zu der sie die Besorgniß vor einem Bruche mit Spanien trieb. Die Spanier sannen der Republik in einem ziemlich hochfahrenden Tone an, alle ihre Eroberungen auf dem Gebiete des Erzherzogs Ferdinand herauszugeben, der sich dann in der Sache der Uskoken zu einer Genugthuung verstehen sollte. Die Venetianer hatten aus Er-

fahrung gelernt, wie wenig diesem oft gegebenen Versprechen zu trauen sey. Während dieser Unterhandlungen ging das österreichische Heer über den Lisonzo; die Venetianer mußten es vorher schlagen, ehe sie wieder zur Belagerung von Gradisca schreiten konnten. Der General der Republik war der Genueser Pompejus Justiniani, der seinen Ruhm den Feldzügen in Flandern verdankte. Er lehnte sich an die Festung Palma Nova, Trautmannsdorf an Görz und Gradisca. Das kühne Unternehmen dem Feind im Lager zu überfallen, mißlang ihm zwar; dafür zwang er aber die Oesterreicher zum Rückzuge gegen Görz und zur Entblößung von Gradisca. Als er über den Lisonzo setzen wollte, wurde er beim Recognosciren getödtet; die Venetianer ehrten sein Andenken durch ein prächtiges Grabmal und eine Reiterstatue. Unter Johann von Medicis, dem Nachfolger Justiniani's, bedeckten die Venetianer das ganze rechte Ufer des Lisonzo mit kleinen Bollwerken, ohne daß sonst wichtige Ereignisse vorfielen. Der Krieg verwüstete zugleich die ganze Ostküste des adriatischen Meeres. In Dalmatien suchte ein Häuptling der Uskoken, der Befehlshaber über die Festung Skrissa, vor welcher die racheschnaubenden Venetianer plötzlich erschienen waren, die Einwohner und einige Deutsche vergeblich zum Widerstande zu bewegen; sie brachten ihn um, sandten sein Haupt dem Anführer der Belagerungstruppen und öffneten diesem die Thore. Die Stadt wurde zerstört, alle aufgegriffene Uskoken starben durch die Hand des Henkers. Mit gleicher Strenge verfolgte man sie in Istrien. Die Erndten der österreichischen und venetianischen

Unterthanen gingen dabei zu Grunde, die Dörfer derselben wurden häufig von den Flammen verzehrt; zu diesen Unfällen kam noch die ungesunde Luft. Die wachsenden Schwierigkeiten erhöhten die Hartnäckigkeit mit welcher die Venetianer auf der Herrschaft über das adriatische Meer bestanden. Der Senat, der die verderblichen Folgen voraussah, die ein gleichzeitiger Krieg mit Spanien und Oesterreich nach sich ziehen könne, hatte kein Mittel versäumt, um sich Bundesgenossen zu verschaffen. Von Frankreich war nichts zu hoffen. Dieser Hof hatte sich durch eine Doppelheirath mit dem spanischen Hause verbunden und hing also auch dem Interesse des Letztern an. Dagegen vereinigte sich der Herzog von Savoyen, der gegen Spanien im Felde stand, mit der Republik, nur unter etwas zu kostbaren Bedingungen; sie fand ferner Hülfe bei den mächtigen Cantonen Bern und Zürich, hob in Graubündten unter dem unwiderstehlichen Klange des Goldes Truppen aus, und schloß endlich auch mit den Holländern auf funfzehn Jahr einen Freundschaftsvertrag. Venedig verpflichtete sich gegen die vereinigten Staaten, wenn sie angegriffen würden zu einer monatlichen Hülfsleistung von 50000 Gulden; die Holländer sagten dagegen in gleichem Falle dieselbe Unterstützung zu, in Truppen, Schiffen oder Geld, je nachdem die Republik eins oder das andere zu wählen beliebte. Der Papst empfand den heftigsten Unmuth über dieses Bündniß mit Ketzern, dem die Ankunft von 4000 Holländern unter dem Befehle des Grafen Johann von Nassau folgte. Sie stiegen am St. Markusplatze aus, wurden hier unter militairischem Gepränge gemu-

stert, bald darauf aber nach Friaul entfernt, weil ein längerer Aufenthalt dieser Fremden im Herzen der Hauptstadt dem Staate bedenklich schien. Sie halfen Gradisca enger einschließen, das, von neuem belagert, schweren Mangel litt, und auf dem Punkt stand, sich zu ergeben. Endlich bestimmte die Gefahr, Gradisca zu verlieren, die Ankunft der Holländer nebst der Neigung anderswo Nahrung für seinen Ehrgeiz zu suchen, den Erzherzog Ferdinand zu unterhandeln, nachdem der Krieg drei Jahre gedauert hatte; auf der einen Seite hielten die Spanier und Ferdinand, auf der andern der Herzog von Savoyen und Venedig zusammen. Bei aller Verschiedenheit der Erfolge sprang dennoch in die Augen, daß die Ungleichheit der Kräfte eine Vergrößerung des spanischen Hauses in Italien nach sich ziehen würde. Nur Frankreich konnte das Gleichgewicht wieder herstellen, wenn es seine Waffen brauchen wollte; es war aber mit Spanien durch Heirathsbande vereinigt und im Innern von Parteien zerrissen. Den Streit des Herzogs von Savoyen mit dem Hofe von Madrid hatte der Vertrag von Asti beigelegt; so lange er unausgeführt blieb, dauerte die Ungewißheit fort. Frankreich entschloß sich, derselben ein Ende zu machen durch einen Vergleich zwischen dem Erzherzog und den Venetianern, der aber nicht ganz den Wünschen der Letztern entsprach, weil die vorläufige Herausgabe ihrer weggenommenen Schiffe und Ladungen darin nicht ausbedungen war. Die beiden Gesandten der Republik in Paris erhoben Gegenvorstellungen über die Auslassung dieses Punktes. Der Kanzler von Frankreich drohte in gebieterischem Tone mit einem Bündnisse zwischen Frankreich und Spanien zur endlichen Beruhigung Italiens, wenn Ve-

nedig die vorgelegten Bedingungen nicht eingehen wollte. Die Gesandten forderten Aufschub, um über den streitigen Gegenstand Befehle von Venedig abzuwarten. Man verweigerte ihnen die gewünschte Frist. Der König selbst nahm ihre Verantwortlichkeit auf sich; sie waren schwach genug, über die ihnen ertheilten Verhaltungsregeln hinauszugehen. Man bestätigte zwar in Venedig den Vertrag, würde aber den Gesandten einen höchst gefährlichen Prozeß gemacht haben, hätte der König von Frankreich nicht durch seinen mächtigen Einfluß die Untersuchung niedergeschlagen, welche er als eine Beleidigung seiner Person ansah. So wurde denn in Paris der Friede geschlossen, welcher die Angelegenheiten Italiens schlichtete; er heißt gewöhnlich der Madrider Vertrag, weil er in Madrid den 26. September 1617 bestätigt wurde. Die Bedingungen desselben gingen darauf hinaus, daß die Venetianer, sobald der Erzherzog eine deutsche Besatzung nach Segna gelegt haben würde, ihm einen seiner Plätze herausgeben sollten; daß man nachher gegenseitig Beauftragte ernennen würde, die binnen 20 Tagen das Schicksal der Uskoken entscheiden und die ärgsten Unruhstifter in das innere Land verweisen sollten, ihre Barken wollte man verbrennen; hierauf sollten die Truppen der Republik alle ihre Eroberungen auf österreichischem Gebiet räumen. So wurde ein Volksstamm zerstreut, sobald man aufrichtig zu Werke ging, der nie über 1000 Köpfe gezählt, und durch eigennützigen Vorschub des österreichischen Cabinets fast ein Jahrhundert hindurch die Türken und Venetianer ermüdet hatte. Derselbe Vertrag, welcher Venedig von den Seeräubern befreite, endigte auch einen an-

dern Krieg, den die Republik während derselben Zeit in Italien führte, und der zum Vortheile einer klaren Einsicht eine abgesonderte Erzählung verdient.

Die Erfahrung zeigte deutlich, wie gefährlich es sey, den spanischen Hof an eine öftere Dazwischenkunft bei den italienischen Angelegenheiten zu gewöhnen. Karl Emanuel, ein tapferer und charaktervoller Fürst, entschied sich für den Widerstand. Er schickte den Orden des goldnen Vließes, welchen er vom spanischen Könige empfangen hatte, mit dem Beisatze zurück, er wäre so wenig geneigt Ketten zu tragen, daß er nicht einmal diese behalten wolle. Seine Truppen drangen ins Mailändische; seine Gesandten suchten die Hülfe der Republik nach. Sie zögerte, um mittlerweile ihr Heer zu verstärken, Schweizer anzuwerben, und die Unterhandlung leiten zu helfen; allein der Herzog von Savoyen verlor eine Schlacht gegen die Spanier; zur Annahme des Friedens gezwungen, wollte er ihn nur unter der Bedingung eingehen, daß die Venetianer sich dafür verbürgten. Es entging der Republik nicht, wie viel sie bei einer solchen Einmischung wage; sie nahm indessen die schwierige Rolle auf sich, um den Ausbruch eines Krieges in Italien zu verhüten. Dieser Vertrag, welcher von der Stadt Asti seinen Namen trägt, wurde 1615 den 21. Junius abgeschlossen.

In demselben Jahre starb der Doge Markus Anton Memmo; ihn ersetzte Johann Bembo, dessen Familie bis auf die frühesten Zeiten des Staats zurückging.

Nachdem Spanien den Herzog von Savoyen in die Enge getrieben hatte, machte es sich kein Bedenken daraus, die vorgeschriebenen Bedingungen zu umgehen. Karl Emanuel bestand auf denselben, und behielt gegen den Willen Spaniens seine Trup-

pen unter den Waffen. Der Krieg entzündete sich 1616 aufs neue und die Venetianer konnten nicht umhin, daran Theil zu nehmen. Sie waren außerdem wegen der Uskoken mit dem Erzherzog von Oesterreich in Feindseligkeiten verwickelt. Der spanische Hof hatte bei der deshalb versuchten Ausgleichung weit mehr seinen Stolz als seine Unparteilichkeit geoffenbart. Diese sich kreuzenden Gefahren entschieden die Republik für das Bündniß mit dem Herzoge von Savoyen. Sie gab ihm Subsidien, stellte ein Contingent von 4000 Mann, versammelte Truppen auf der mailändischen Gränze und ließ eine Flotte auslaufen. Das Ausheben der Truppen war für die Venetianer immer eine schwierige Sache; um den Mangel an waffenfähiger Mannschaft zu ersetzen, erlaubten sie allen denjenigen aus der Verbannung zurückzukehren, die Kriegsdienste nehmen wollten. 30000 Spanier oder Mailänder bekämpften in zwei Feldzügen das Heer des Herzogs von Savoyen; aber ohne jenes Feuer, welches zu entscheidenden Erfolgen führt. Das einzige bemerkenswerthe Ereigniß war die Einnahme von Verceil, das in die Hände der Spanier fiel. Da der Madrider Hof nicht mit der Republik auf förmlichem Kriegsfuß stand, so hätten sich die Feindseligkeiten nicht über Piemont ausbreiten sollen; die mailändischen Truppen streiften indessen bis in die Gebiete von Crema und Bergamo. Die venetianische Flotte stieß einigemal mit der neapolitanischen zusammen, ohne daß es dabei zu irgend einem Ausschlag kam. Es lebten damals drei Spanier in Italien, welche für geschworne Feinde Venedigs galten: Peter von Toledo, Gouverneur des Mailändischen, der Herzog von Ossuna, Vicekönig von

Neapel und der Marquis von Bédemar, spanischer Gesandter bei der Republik. Der Letztere versicherte dem Senat, daß sein Herr dem Vicekönig befohlen habe, die Flagge der Republik zu achten. Die Eskadre des Königs hatte auch wirklich den Golf verlassen, sie kehrte aber wieder in denselben zurück, als die Venetianer sich Feindseligkeiten gegen das friedliche Ragusa erlaubten, wo mehrere spanische Schiffe freundschaftlich aufgenommen worden waren. Ragusa erbat sich den Schutz des Vicekönigs von Neapel. 18 Galeonen oder andere Schiffe erschienen im Golf, welche statt der königlichen Flagge die des Herzogs von Ossuna führten. Es entwickelte sich zwischen dieser Eskadre und der vierfach stärkern aber schwach bemannten Flotte der Venetianer ein leichter Kampf, der ohne Folgen blieb, und der Republik eben deshalb zur Schmach gereichte. Bald nachher lief eine Flotte von 30 Galeeren aus dem Hafen von Neapel aus, um einige dalmatische Inseln zu verwüsten. Die Venetianer rächten sich durch Verwüstung der apulischen Küsten, es kam nirgends zu einem Kampfe; der Krieg war bis zu einer bloßen Zänkerei herabgesunken, die aber darum den Nationalhaß uicht weniger in Bewegung setzte. Ernstlicher ging es zwischen den Venetianern und Uskoken her; der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich neigte sich auf die Seite der Letztern, wie schon früher erzählt worden ist. Ferdinand strebte nach der Kaiserkrone; er wünschte deshalb mit den Venetianern aufs Reine zu kommen, und da sie nicht füglich mit ihm Friede schließen konnten, ohne sich mit dem Zweige seines Hauses zu versöhnen, der über Spanien herrschte, so schritt man zu einer allgemeinen Beilegung der obwaltenden Streitigkeiten.

Man schlichtete in dem bereits erwähnten Madrider Vertrage, die wegen der Uskoken, zwischen dem Erzherzoge Ferdinand und der Republik ausgebrochenen Händel und erneuerte in Beziehung auf den König von Spanien und den Herzog von Savoyen die drei Jahre früher zu Asti abgeschlossenen Bedingungen. Es erregt Befremden, daß die Venetianer auch jetzt noch mit dem Vicekönig von Neapel zu thun hatten. Der spanische Hof sagte sich von den Schritten desselben los, und ließ ihn dennoch auf seinem hohen Posten. Zu schwach um eine Schlacht zu liefern, trieb Ossuna im adriatischen Meerbusen das Handwerk eines Seeräubers.

Nikolaus Donato, der nach dem Tode Bembo's, 1618, als Doge folgte, regierte nur einen Monat. Er hatte Anton Priuli zum Nachfolger.

Im Monat Mai 1618 sah man mehrere Leichname unbekannter Menschen an dem Galgen des St. Markusplatzes hängen. Am folgenden Tage kamen noch andere zum Vorschein. Es verbreitete sich das Gerücht, daß man zahlreiche Verhaftungen und nächtliche Hinrichtungen vorgenommen und mehrere hundert Personen in die Gefängnisse des Raths der Zehn geworfen habe. Es hieß, daß Fremde im Dienste der Flotte erdolcht, aufgehängt, oder ins Meer geworfen seyen. Die Venetianer erfuhren, daß der Staat von einer Verschwörung bedroht worden sey, in der Absicht die Stadt den Fremden zu überliefern und den Adel zu vernichten; aber weiter verlautete nichts; der Rath der Zehn verharrte bei seinem Schweigen, und keine Erklärung minderte das allgemeine Schrecken. Der spanische Gesandte, auf dessen Rechnung die verdrüßlichsten Gerüchte umher gingen, wurde vom Pöbel

beschimpft und mußte flüchten. Erst fünf Monate später verordnete der Senat feierliche Gebete, um dem Himmel für die Rettung der Republik zu danken. Unzählig waren die Muthmaßungen, in denen man sich bei dieser Gelegenheit erschöpfte, und die Darstellungen der Historiker sind fast eben so mannichfaltig.

Don Pedro Giron, Herzog von Ossuna, war damals Vicekönig von Neapel; er hatte seinen Sohn mit einer Tochter des Herzogs Uzeda, Sohnes des ersten Ministers Lerma verheirathet; Uzeda selbst stand bei dem Könige von Spanien in hohem Ansehen. Vorher war der Herzog von Ossuno Vicekönig von Sicilien gewesen. Die Venetianer erinnerten sich mit Freuden an seine edelmüthige und wohlthätige Verwaltung. Als Vicekönig von Neapel übte er fast eine unumschränkte Macht aus. Er unterhielt einen Hof, hatte Gesandte der fremden Fürsten um sich, stand mit jenen in unmitelbarem Briefwechsel und wurde blos vom Staatsrath unterstützt, in welchem er den Vorsitz führte.

In den ersten Zeiten seiner Regierung ließ sich der Herzog besonders ohne Ansehen der Person und des Standes, eine unparteiische Gerechtigkeitspflege angelegen seyn; über 30 Edle kamen durch die Hand des Henkers um; mit gleicher Strenge behandelte der Vicekönig die Geistlichkeit; so hintertrieb er auch die Einführung der Inquisition; dieses Betragen war der Ausfluß seiner edlen wohlwollenden Seele, und seiner aufgeklärten kräftigen Grundsätze. Eine solche Politik, die wenig mit der des ersten spanischen Ministers zusammenstimmte, zog ihn von Seiten des Madrider Hofes einige Unannehmlichkeiten zu; der Herzog, ein reizbarer Charakter, empfand selbe

eben so lebhaft als tief. Zwei französische Abentheurer aus seiner nähern Umgebung, Laverrière und Daveynes, bestärkten ihn in den Gefühlen der Rache, indem sie dabei dem Vortheile nachgingen, welchen sie von seiner Leidenschaftlichkeit ziehen konnten. Die Franzosen, die noch immer nach dem Besitze Neapels lüstern waren, wünschten nichts so heftig, als die Vertreibung der Spanier aus jenem Lande; sie legten dem Vicekönig durch ihre Agenten den Gedanken nahe, daß der günstige Augenblick gekommen sey, um sich von Spanien unabhängig zu machen, und nach der unumschränkten Gewalt zu greifen. Die Ausführung dieses Entwurfs bot indessen mannichfaltige Schwierigkeiten dar; man mußte die spanische Regierung täuschen, Stützen gewinnen, unter den Fremden Truppen ausheben, eine Flotte unterhalten und alle diese Veranstaltungen zu einer Zeit treffen, wo Spanien auf dem Punkte stand, mit dem Herzog von Savoyen Frieden zu schließen, so wie Oesterreich mit den Venetianern. Der Herzog von Ossuna setzte sich mit Entschlossenheit über diese Verträge hinweg. Er sandte die Flotte, die er nach Spanien zurückschicken sollte, ins adriatische Meer, indem er hoffte, daß die Eifersucht der Venetianer und ihre angemaßte Herrschaft über den Golf Veranlassung zu Feindseligkeiten geben würden; zugleich drang er in das Cabinet von Madrid, sich gegen die Republik auf den Kriegsfuß zu stellen, und hatte auch das Glück, seinen Vorstellungen halb und halb Eingang zu verschaffen. Unter dem Deckmantel dieses scheinbaren Mißverhältnisses unterhandelte der Herzog mit Venedig; auch warb er unter der Hand um

den Schutz des Großherrn; öffentlich gab er sich hingegen das Ansehen, als rüste er gegen die Pforte, um hinter dieser Maske die Vorbereitungen und Schritte zu verbergen, deren Zweck ein ganz anderer war. Die Venetianer bemerkten sogleich mit ihrem gewöhnlichen Scharfblick den Gewinn, welchen ihnen eine Revolution versprach, die an die Stelle eines mächtigen und drohenden Nachbars einen schwachen und willfährigen setzte. Ihre erprobte Klugheit hielt sie aber von der andern Seite auch ab, in eine so gefahrvolle Unternehmung weiter als auf Versprechungen einzugehen. Die Unterhandlungen, welche Ossuna mit Frankreich anknüpfte, hatten keinen gründlichern Erfolg; man ließ übrigens von dort aus den Willen durchblicken, das angedeutete Vorhaben insgeheim zu begünstigen. Der Herzog, der sich dadurch noch mehr in seinen Absichten befestigte, suchte die verlorne Gunst des Adels und der Geistlichkeit wieder zu gewinnen. Unter verschiedenen Vorwänden entfernte er den größten Theil der spanischen Truppen, und zog die über Italien verbreiteten französischen Abentheurer in seine Dienste. Solchergestalt brachte er einige Regimenter zusammen und vervollständigte die Bemannung seiner Schiffe. Die Holländer hatten bekanntlich den Venetianern während des friaul'schen Krieges 4000 Hülfstruppen gegen den Erzherzog von Oesterreich zugesandt; der Vicekönig richtete sein Augenmerk auf dieselben; sie fielen den Venetianern jetzt zur Last, und ihre Zuchtlosigkeit machte sie außerdem gefährlich. Die vorgeblichen Feindseligkeiten, die Ossuna fortwährend gegen die Republik unterhielt, gaben einen ausreichenden Vorwand zu diesen Bewaffnungen

her; es war indessen schwer, den spanischen Gesandten über das Anwerben einer so beträchtlichen Truppenmasse zu täuschen, noch dazu in Venedig selbst, dem Hauptorte, wo die Widersacher Neapels und Spaniens einander gegenüber standen. Mehrere Umstände lassen vermuthen, daß Venedig um den Uebertritt der Holländer wußte, und demselben keine Hindernisse entgegenstellte. Der Haß gegen die Republik, welchen Ossuna mit großer Geschäftigkeit zur Schau trug, kam ihn bei dem künstlichen Gewebe seiner weitaussehenden Entwürfe nicht wenig zu statten; er entwickelte seine vorgeblichen Absichten gegen Venedig immer bestimmter und sandte geheime Unterhändler dahin ab, um die Ausführung derselben zu sichern. Einer darunter war ein erfahrner Seemann, der Capitain Jakob Peter; er hatte sich auf seinen vieljährigen Zügen in den Gewässern des Orients den Türken furchtbar gemacht, und war von dem Herzog von Nevers zur Aufwiegelung Morea's gebraucht worden; der verschlagene Ossuna vertraute ihm, daß er beschlossen habe, Venedig zu überfallen, das ein offener Ort sey, dem man auf platten Fahrzeugen von allen Seiten beikommen könne, der keine Besatzung habe, den gewöhnlich Fremde anfüllten, wo gegenwärtig eine bedeutende Truppenzahl derselben über ihre Unthätigkeit murre und das von den Aristokraten unterdrückte Volk sich gar leicht mit seinen Befreiern vereinigen würde; man dürfe zu dem Ende nur einen Theil der holländischen Soldaten verführen und neapolitanische Galeeren nach den Lagunen senden, mit 2 bis 3000 Mann Landungstruppen. Diese Winke gab Ossuna seinem Unterhändler im Namen Spaniens; dieser

gab vor, als sey er von Neapel entflohen, und nahm Dienste bei den Venetianern. Ossuna heuchelte einen heftigen Zorn über das Betragen Jakob Peters, und suchte nun auch den Marquis von Bédemar, spanischen Gesandten bei der Republik, zu hintergehen, wie er seinen eigenen Kundschafter getäuscht hatte.

Jakob Peter war auf der Flotte als Capitain angestellt worden; der Posten war unbedeutend, wie alle diejenigen, die man beim Seewesen den Fremden anvertraute. Er ließ jetzt seine Umtriebe spielen, und besprach sich, gleich Spinosa, einem andern Unterhändler des Herzogs, mit dem Marquis Bédemar, der als unversöhnlicher Feind der Venetianer die gegen die Republik angezettelte Verschwörung höchlich billigte, und in dem Herzog von Ossuna, wie jene beiden Unterhändler, einen Mann erblickte von unbegränzter Ergebenheit gegen die spanische Krone. Zufolge einer seltsamen Verwickelung von List und Gegenlist bekam es Ossuna mit einem untreuen Unterhändler zu thun; Jakob Peter entdeckte aus Furcht oder aus einem andern Grunde das furchtbare Werk der Finsterniß den Staatsinquisitoren und zwar durch Vermittelung des französischen Gesandten, der, da er von Seiten seines Hofes die wahren Absichten des Vicekönigs nicht kannte, einen großen Werth auf diese Mittheilungen legte, die mit authentischer Beglaubigung in seinem Briefwechsel aufbewahrt sind. Der Rath der Zehn stellte sich, als glaube er an die Wichtigkeit der Bekenntnisse Jakob Peters, zog weitere Erkundigungen ein, und vereinigte so alle Fäden der Unternehmung in seinen Händen, um sie augenblicklich zu

zerreißen, wenn die Einwürfe Ossuna's fehlschlagen sollten.

So standen die Sachen, als der Vicekönig durch erneuerte Unvorsichtigkeiten den Verdacht des spanischen Hofes auf sich zog. Bald stieg der Verdacht bis zur Gewißheit; ein Kapuziner, der Bruder Lorenz, wurde von einigen neapolitanischen Großen nach Madrid gesandt, um den ersten Minister von den Ränken des Vicekönigs zu unterrichten. Die Venetianer, welche den Hergang der Dinge in Spanien kannten, versäumten keinen Augenblick, um jede Spur eines stillen Einverständnisses mit dem Herzog von Ossuna zu vernichten; die Entwickelung der Ereignisse half ihnen zugleich, sich des Marquis von Bédemar, ihres wahren Feindes, zu entledigen. Alle Personen, welche die Umtriebe Ossuna's blosstellten, verhaftete man in einer und derselben Nacht. Bruslart, ein Capitain, und 50 seiner Mitangeklagten wurden erdrosselt und heimlich begraben, viele andere im Canale Orfano ersäuft, und 45 Personen, die auf der Flotte gedient hatten, nebst Jakob Peter ins Meer geworfen, ohne daß man ihnen Zeit ließ zu beichten. Man schonte die Ankläger eben so wenig und legte ihnen durch Feuergewehr und Dolch Stillschweigen auf. Der Marquis von Bédemar eilte aus Venedig, und der von seiner Regierung zurückgerufene Ossuna starb in dem Gefängnisse des Schlosses Almeida, kurz nach dem Tode Philipp III., während der Zeit, daß das neue spanische Ministerium den Prozeß gegen ihn vorbereitete.

Daru hat diese Verschwörungsgeschichte mit einer so gründlichen Kritik, mit einer so tiefen Kenntniß der Umstände und der handelnden Per-

sonen angestellt, daß seine Ansicht vor jeder andern den Vorzug verdient. Das eigenthümliche Verdienst derselben schwindet natürlich in der Trokkenheit eines gedrängten Auszugs zusammen; man hat indessen einen Vorgeschmack der Meisterarbeit, wenn man den Schlüssel ins Auge faßt, den er zur Lösung des vielfach verschlungenen Geheimnisses darbietet.

Die feststehenden Thatsachen, so sagt er, gehen darauf hinaus, daß, wenn wirklich ein Verschwörungsplan gegen Venedig statt fand, die Regierung ein Jahr früher davon benachrichtigt wurde, als derselbe dem Ausbruche nahe war. Jakob Peter, der Marquis von Bédemar und mehrere Andere konnten an das Daseyn der Verschwörung glauben, ohne daß dieselbe Grund hatte; der Herzog von Ossuna konnte hingegen unmöglich eine Verschwörung gegen Venedig beabsichtigen, weil es ausgemacht ist, daß er in derselben Zeit nach der Herrschaft über Neapel trachtete. Die Gewißheit des letzten Vorganges schließt unbedingt die muthmaßliche Annahme des ersten aus; ohne jenen bleibt das Benehmen der Venetianer und des Herzogs von Ossuna unerklärlich und führt zu Ungewißheiten, die aus der Verschiedenheit der Berichte sattsam erhellen. Legt man umgekehrt den Entwurf einer Usurpation der neapolitanischen Krone zum Grunde, eine Absicht, die sich nicht wegläugnen läßt, so erhalten alle Umstände, selbst die sonst unbegreiflichen, das erforderliche Licht. Der Herzog von Ossuna führt den Krieg fort, um der Entwaffnung der Truppen überhoben zu seyn; er läßt seine eigene Flagge auf der Flotte des Königs aufpflanzen; er schickt Kundschafter nach Ve-

nedig, um die Soldaten anzuwerben, welche die Republik abdankte; er täuscht den spanischen Gesandten über die Bestimmung dieser Truppen; er kündigt das Vorhaben an, sich Venedigs zu bemächtigen, und als seine Unterhändler ihm schreiben, daß alles zur Entscheidung bereit ist, daß man nur seine Befehle erwartet, so zögert er, dergleichen zu geben. Einige der Unterhändler, welche die von einer solchen Unternehmung unzertrennliche Gefahr schreckt, entdecken selbe der venetianischen Regierung, und stehen dessenungeachtet noch in geheimnißvollen Verbindungen mit dem spanischen Gesandten. Die Venetianer, die Grund zum Mißtrauen gegen diese Kundschafter haben, lassen sie zu, nehmen sie auf, stellen sie an. Sie wissen, daß man ihnen ihre Truppen abwendig macht und sie entfernen dieselben nicht, und danken sie eben so wenig ab. Sie stellen sich entrüstet über den Vicekönig, und lassen seine Unterhändler für ihn in Venedig Truppen werben. Zehn Monate hindurch geben sie sich das Ansehn, nichts von den Vorgängen der Verschwörung zu wissen. Das Benehmen des Herzogs von Ossuna, des Jakob Peter, des Marquis von Bédemar und der Venetianer klärt sich sonach ziemlich natürlich auf. Die Letztern merken auf einmal, daß der Entwurf des Vicekönigs ruchtbar wird; sogleich geben sie die Entdeckung einer Verschwörung vor, lassen die Unterhändler des Herzogs aufheben, nebst allen denjenigen, welche von diesen verlockt worden sind; alle werden aufgeopfert, mögen sie auch nur wenig in das Geheimniß eingeweiht seyn. Der das Meiste wußte und es schon seit geraumer Zeit offenbart hatte, wird ersäuft ohne

daß man ihn vor lauter Eile vernimmt; die übrigen werden auf die Folter gelegt, ehe man sie insgeheim hinrichtet. Wozu dieses Verfahren, dieses Vernehmen, dieses Foltern? Nicht um den Vorgeforderten das Geständniß einer Verschwörung zu entreißen, die dem Richter besser bekannt ist, als jenen, sondern die Namen einiger Mitschuldigen, denn nicht ein einziger sollte entrinnen. Die Ankläger verschwinden zugleich mit den Angeklagten, das Volk erschrickt und schaudert vor der entdeckten Verschwörung zurück; der spanische Gesandte sieht sich blosgestellt, der französische versinkt in Erstaunen und kann das furchtbare Geheimniß nicht durchdringen. Der Marquis von Bédemar entflieht von Venedig und nachdem die Regierung der Republik alle Spuren einer Verschwörung weggetilgt hat, die ihr nicht fremd geblieben war, kommt sie dem spanischen Hofe mit dem Vortheile der ersten Anklage zuvor. Alle diese Umstände stehen gegenseitig in Verbindung und Folge; die übriggebliebenen urkundlichen Nachrichten stimmen mit den Thatsachen zusammen; statt eines abgeschmackten und verruchten Entwurfs, den ein feierlicher Staatsrath und ein furchtsamer König gegen Neapel unternommen haben sollen, erblickt man das übereilte Wagstück eines ehrgeizigen Großen, das heimlich einige auf Spanien aufgebrachte Mächte begünstigen. Die Scheußlichkeit der zahlreichen und widerrechtlichen Hinrichtungen bleibt zwar haften, aber man begreift das Interesse, welches die Regierung dazu trieb, so viele Unglückliche gewaltsam wegzuschaffen. Die französische Regierung und einige andere Mächte werden angeklagt, unter der Hand

die Empörung eines spanischen Großen aufgemuntert zu haben: das ist eine Art von feindseliger Politik, welche viele Beispiele glaublich machen, wiewohl sie dieselben nicht rechtfertigen können. Die Spanier bedienten sich dieses Mittels, so lange die Ligue dauerte, und der französische Hof vergalt bei mehreren Gelegenheiten Gleiches mit Gleichem.

Im Osten der Schweiz, zwischen Tyrol und den Quellen des Rheins, bildeten drei kleine Republiken den Staat Graubündten, dessen Name auf die Beschaffenheit der Verfassung laut anspielt. Die religiösen Neuerungen, welche eine Verbesserung des Glaubens bezweckten, waren bis hierher durchgedrungen, und hatten unter den drei verbündeten Republiken den Saamen der Zwietracht ausgestreut. Diese Bergbewohner waren, halb durch Gewalt, halb durch Verträge, Herren eines der kleinern Thäler geworden, die auf dem Abhange der Alpen gegen Italien hinstreichen. Dieses Ländchen führte den Namen des Veltlin. Es ertrug mit Widerwillen seine Abhängigkeit von Graubündten, die, wie es in Republiken häufig der Fall ist, drückend genug war. Die beiden Zweige des Hauses Oesterreich, wovon der eine Theil im Osten dieser Provinz, der andere südwestlich von derselben das Mailändische besaß, trachteten seit langer Zeit nach dem Veltlin, um durch den Besitz desselben eine bequeme Verbindung zwischen ihren Staaten herzustellen. Sie würden dabei noch einen zweiten Vortheil gefunden haben, indem sie die Republik Venedig von den Ufern des Lisonzo bis zu denen des Po umzingelten, und ihr den unmittelbaren Verkehr mit

Frankreich und der Schweiz abschnitten. Ein mailändischer Gouverneur hatte bereits, am äußersten Ende des Comersees, eine kleine Feste aufgeführt, durch welche er den Thaleingang beherrschte.

Im Julius 1620 ermunterten die Oesterreicher und Spanier die Bewohner des Veltlin zur Empörung und sandten ihnen 300 Mann zu Hülfe. Sie reichten hin, um den Bürgerkrieg zu entzünden, der mit aller der Wuth um sich griff, welcher die Parteikämpfe charakterisirt, besonders wenn das Interesse der Religion den Streit nährt. Sobald der venetianische Senat die Entwürfe Spaniens durchschaute, schloß er sich Graubündten an, und empfing die Gesandten dieses Freistaates mit aller ersinnlichen Pracht und Auszeichnung. Nach Unterzeichnung des Bündnisses, welches nach dem Urtheile erfahrner Personen manche Bedenklichkeiten darbot, suchte man die Vermittlung Frankreichs nach, um bei der spanischen Regierung die Schleifung der Feste durchzusetzen, welche den Eingang zum Veltlin verschloß. Diese Feste hatte sich reißend schnell erhoben und war in kurzer Zeit mit 60 Artilleriestücken und einer zahlreichen Besatzung versehen worden. Der venetianische Senat suchte die Bünde über die Ursachen der aufrührerischen Unruhen aufzuklären, empfahl den Mitgliedern der Regierung Milde gegen die Verführten und Strenge gegen die Parteihäupter, forderte die Schweizer zur Dazwischenkunft auf, und bot Subsidien an. Man schlug sich mit verschiedenem Erfolge. Die Verstärkungen, die nach und nach aus Mailand und Tyrol herbei kamen, unterhielten das Feuer des Kriegs und drückten ihm einen solchen Charakter der Gewaltthätigkeit auf, daß ein Theil der Be-

völkerung des Veltlin in die venetianischen Staaten flüchtete. Die Venetianer sahen die Nothwendigkeit kriegerischer Rüstungen ein, wollten sie anders mit Nachdruck auftreten. Man ließ sich in ziemlich pomphaften Erklärungen aus; 30 Galeeren, so hieß es, lägen bereit; der Generalcapitain betrieb das Anwerben der Mannschaft mit einer Oeffentlichkeit und einem Schaugepränge von Reichthum, daß die berechneten Wirkungen dieser Parade jedem Unbefangenen einleuchteten. Venedig wollte sich um keinen Preis früher mit Spanien und Oesterreich überwerfen, ehe es von der Mitwirkung Frankreichs versichert war. Diese Krone zeigte anfänglich nur zum Unterhandeln Lust, unterdessen überschwemmten die Spanier das Veltlin vollends, unter dem Vorgeben, es zu beschützen. Gedrängt von den Vorstellungen Frankreichs, versprachen sie diese unglückliche Provinz zu räumen; aber anstatt ihr Versprechen zu halten, griffen sie die Graubündtner an, schlugen sie und drangen in ihre Hauptstadt ein. Nun schrieben sie ihnen Bedingungen vor, vermöge deren jene auf die Hoheitsrechte über das Veltlin verzichteten gegen eine Schadloshaltung von 25000 Thalern. Die eine von den drei kleinen Republiken kam unter die Herrschaft des Erzherzogs von Oesterreich und die beiden andern verpflichteten sich den Spaniern und Oesterreichern stets freien Durchzug zu gewähren. Diese Bedingungen, welche die Gewalt erpreßt hatte, wurden verletzt; die Graubündtner empörten sich, vertrieben die Fremden, konnten aber das Veltlin nicht wieder erobern. Die Oesterreicher schlugen ihnen einen Waffenstillstand vor, den sie annahmen; unter dem Schirme der Ruhe, welche derselbe verhieß, kehrten

die deutschen Truppen in starken Massen zurück, überwältigten Graubündten, und fügten den Bedingungen, welchen sich die Bewohner schon unterworfen hatten, auch noch die Verpflichtung hinzu, eine fremde Besatzung in ihrer Hauptstadt zu dulden. Um diesen verhaßten Gewaltstreich etwas aufzuputzen, gaben Oesterreich und Spanien einen großen Eifer für die Sache des Katholicismus vor, und untersagten in dem Lande die Ausübung des Protestantismus; ein Mittel, das zur Herstellung des Friedens keineswegs geeignet war. Unter diesen Räubereien waren fast zwei Jahre verflossen; endlich schlossen Frankreich, der Herzog von Savoyen und die Republik Venedig im Anfange des Jahres 1623 ein Bündniß zur Stellung eines Heeres von 46000 Mann, um die Spanier und Oesterreicher zur Räumung des Veltlins und Graubündtens zu nöthigen. Spanien, das dem Zwange nicht nachgeben wollte, schlug eine Unterhandlung und zum Vermittler den Papst vor; dieser sollte das Veltlin in einstweilige Verwahrung nehmen; ein Antrag der auch wirklich durchging. Als es dazu kam, die Bedingungen eines Vergleichs zu bestimmen, bei dem die Graubündtner alles zurückzufordern und die Spanier nichts anzusprechen hatten; so trat der Vermittler mit dem Begehren auf, daß das Veltlin einen unabhängigen Staat bilden solle, daß den spanischen Truppen in demselben freier Durchzug verstattet werde, und daß der heilige Stuhl Entschädigungen erhalte für den Kostenaufwand, den ihm die pfandmäßige Bewachung des Landes verursacht habe. Damit waren die Spanier augenfällig in der Herrschaft über das Land bestätigt. Man suchte die Entscheidung in den Waffen. Der Marquis von Coeuvres drang

an der Spitze von 6000 Franzosen, unterstützt von 3 bis 4000 Venetianern in das Veltlin, vertrieb die Truppen des Papstes, und hatte es nur noch mit 4000 Spaniern zu thun, die den kleinen Platz Riva umgaben. Die Venetianer, welche auf diese Angelegenheit ein großes Gewicht legten, wußten, daß der französische Hof gegen 20000 Mann versammelt hatte; sie erwarteten, um loszubrechen, nur die Ankunft der Franzosen, die bis in die Berge Piemonts vorgedrungen waren. Allein dieses Heer, das einer Ungerechtigkeit abhelfen sollte, ließ sich eine andere eben so verhaßte zu Schulden kommen. Die Italiener zweifelten daran, daß Frankreich sich ernsthaft in diesen Krieg mischen wolle, der für dasselbe kein anderes Interesse hatte, als das Bekämpfen des spanischen Einflusses. Die Venetianer mochten die Last der Waffen nicht allein tragen. Der Herzog von Savoyen schlug für den Feldzug einen Plan vor, der nichts geringeres bezweckte, als den Sturz des Hauses Oesterreich. Er entwarf den Marsch fast aller damaligen mit Oesterreich befeindeten Heere, in Gemäßheit dessen die Niederlande, die Franche-Comté, die deutschen Erbstaaten und Ungarn in derselben Zeit angegriffen werden sollten, wo die holländische und englische Flotte die Küsten Spaniens bedrohen würden. Dem Cardinal Richelieu war dieser Plan höchlich willkommen, aber um alle diese Kräfte in Bewegung zu setzen, bedurfte es eines andern Armes, als der des Herzogs von Savoyen war, und bei so umfassenden Unternehmungen verschwand das Veltlin aus dem Gesichtskreise; selbst die Angelegenheiten Italiens nahmen nur den zweiten Rang ein. Um sich an den Spaniern zu rächen, wollte Karl Emanuel die Franzosen nach Italien ziehen, und

diese beiden Völker durch ein Interesse gegen einander aufreizen, das stärker war als dasjenige, welches sie in die Angelegenheiten der Graubündtner und Veltliner hineinzog. Er stellte zu dem Ende dem pariser Hofe vor, daß er sich an dem spanischen rächen solle, indem er dem Beispiele des Letztern folge. Die Fürsten haben zu allen Zeiten eine geheime Neigung für diese Art von Diversionen. Der Herzog von Savoyen bezeichnete Genua als eine wichtige und leichte Eroberung, worauf Frankreich mehrere Ansprüche hatte, und dessen Besitznahme dem spanischen Cabinette große Besorgnisse erwecken mußte.

Die Venetianer, welche man darüber zu Rathe zog, wiesen dieses Vorhaben zurück; sie sahen weiter als der Herzog, und wußten, wie gefährlich es sey, wenn man die großen Mächte daran gewöhne, ihr Gleichgewicht auf Kosten der schwächern Staaten wieder herzustellen, so daß eine Ungerechtigkeit nothwendig zur andern führt. Ungeachtet ihrer Gegenvorstellungen überzog der Connetable Lesdiguières an der Spitze von 30000 Mann im März 1625 das genuesische Gebiet. Bei einem so unvermutheten Angriffe schien diese Republik unterliegen zu müssen, aber einer ihrer Bürger, Johann Hieronymus Doria, rieth mit patriotischem Stolze zum tapfern Widerstande. Die Eifersucht zwischen dem Connetable und dem Herzog von Savoyen hielt die Unternehmungen auf; die Anstrengungen der einen, die Zögerungen der Andern ließen so viel Zeit übrig, daß Hülfstruppen aus Neapel und Mailand herbeikommen konnten und die Heere Frankreichs und Savoyens erlebten die verdiente Schande, daß ihre Absichten auf Genua fehl schlugen und die Genueser dem französischen Gesandten den Prozeß machten, sein Haus

niederrissen, seine Güter einzogen und einen Preis auf seinen Kopf setzten. Bald darauf am 4. October ließ der schwer beleidigte König Ludwig XIII. aus Rache alle Genueser innerhalb seines Staates verhaften, und ihre Güter, Waaren und Handelsbücher wegnehmen; er versprach ferner demjenigen eine Belohnung von 60000 Livres, der beweisen würde, daß er eine von den Personen getödtet habe, die bei dem Urtheilsspruche gegen den französischen Gesandten im Spiele gewesen seyen. Die Franzosen hatten auf eine unverzeihliche Weise den günstigen Augenblick versäumt, ihre im Veltlin erhaltenen Vortheile weiter zu verfolgen; die Deutschen waren mit Macht in diese Provinz eingerückt, und das Ergebniß des ganzen Feldzugs blieb ungewiß.

Während die Venetianer, die Deutschen, die Graubündtner, die Veltliner und der Papst unterhandelten und alle Verbindungsmittel erschöpften, um einen Vergleich herbeizuführen, erscholl die überraschende Nachricht, daß der französische Hof, ohne Beiziehung seiner Verbündeten, mit dem spanischen Cabinette das Schicksal des Veltlin entschieden habe. Die beiden Könige waren durch einen abgeschlossenen Vertrag dahin übereingekommen, daß Graubündten wieder auf den Fuß vor dem Frieden gesetzt, und folglich das Veltlin seiner Oberherrschaft unterworfen bleiben solle; daß diese Provinz einen unbedeutenden Tribut zu zahlen habe, aber alle Festungen derselben geschleift werden müßten, und daß kein anderer Gottesdienst als der katholische statthaft sey; die Graubündtner durften ihre Truppen nicht mehr dorthin schicken, und der König von Frankreich behielt das Recht des Durchzugs.

Dieser Vertrag, dies leuchtete ein, brachte die

streitige Angelegenheit so ins Reine, wie es den Absichten Spaniens gemäß war, das dadurch der nothwendige Beschützer der Veltliner gegen die ehemaligen Herren desselben wurde. Richelieu hatte sich damals um wichtigere Dinge als um die Lage Graubündtens zu bekümmern. Die Venetianer, welche die Beleidigung ganz fühlten, die in diesem Verfahren für ihre Republik lag, bezwangen scheinbar ihre Rache, weil sie entzweit mit dem spanischen Hofe nicht umhin konnten, gegen Frankreich in den Gränzen eines gegenseitigen Wohlwollens zu bleiben. Vier Jahre nachher führte ein anderer Krieg andere Maßregeln herbei; die Graubündtner wurden durch zwei einander folgende Verträge wieder in ihre Rechte eingesetzt. Da aber die Oesterreicher um diese Zeit das Land noch nicht geräumt hatten, kamen die Franzosen 1631 wieder zurück, verjagten jene aus demselben, nahmen ihre Stelle ein, und behaupteten sich in derselben 6 Jahre hindurch. Die Provinz litt viel. Die Franzosen, gedrängt wegen der Zurückgabe des Veltlin, sannen auf Ausflüchte, um dieses Begehren zu umgehen. Die Graubündtner riefen in einer dieser augenblicklichen Stimmungen, welche die Entrüstung eingiebt, zur Vertreibung der Franzosen, die Oesterreicher und Spanier zu Hülfe, gegen welche sie seit 16 Jahren gekämpft hatten. Die Franzosen, 7 bis 8000 Mann stark, wurden von allen Seiten angegriffen. Ihr Anführer, der Herzog von Rohan, der sich in eine kleine Festung geworfen hatte, mußte in die Zurückziehung seiner Truppen einwilligen, und bis zum Abmarsche derselben als Geißel zurückbleiben. Die Spanier, zufriedengestellt durch die Sicherung

ihrer Herrschaft, führten das Veltlin wieder unter die Botmäßigkeit der Graubündtner zurück, so daß diese Republik, die sich eine Verbündete des Herzogthums Mailand nannte, fortan unter dem Schutze und Einflusse Spaniens stand.

Diese Sache war noch nicht beendigt, als sich diesem Hofe eine neue Gelegenheit zur Einmischung in die Streitigkeiten Italiens darbot. Der Herzog von Mantua war dem Tode nahe, und von seiner Verwandtschaft nur noch eine Nichte übrig, auf die aber die gesammte Erbschaft seines Hauses, welche das Mantuanische und Montferrat unter sich begriff, darum nicht übergehen konnte, weil das Herzogthum Mantua ein männliches Lehen war. Ein jüngerer Zweig dieses Hauses lebte seit längerer Zeit in Frankreich. Das Haupt desselben führte den Titel eines Herzogs von Nevers; der Sohn desselben war der Fürst von Rethel. Man schlug zwischen diesem und der Prinzessin von Mantua eine Heirath vor. Spanien und Savoyen widersetzten sich derselben, allein das Ende des Herzogs von Mantua nahte immer sichtbarer heran; die Verschmelzung der Rechte der beiden Erben war eine Sache von Wichtigkeit; man ließ den jungen Fürsten kommen, und die Heirath wurde am Todestage des Herzogs vollzogen.

Der Fürst von Rethel nahm für seinen Vater Besitz von den beiden Ländern; der Kaiser verweigerte die Belehnung; der König von Spanien und der Herzog von Savoyen unterzeichneten mittlerweile einen Vertrag, durch welchen sie Montferrat unter sich theilten. Die Venetianer unterhandelten mit dem Kaiser, der die Ansprüche Spaniens unterstützte, mit dem Cabinet von Madrid,

welches auf das streitige Land so lange Beschlag legen wollte, bis die Rechte der Erben festgesetzt seyn würden. Sie wandten sich ferner an den Papst und besonders an Frankreich, das ein natürliches Interesse hatte, den neuen Herzog zu unterstützen, um sich den Entwürfen der Spanier zu widersetzen. Frankreich war indessen damals mit der Belagerung von Rochelle beschäftigt. Venedig mußte auf die Hülfe Frankreichs so lange verzichten, bis die Eroberung dieses Platzes dem Könige einen freiern Gebrauch seiner Kräfte erlaubte. Die spanischen und savoyischen Truppen überzogen Montferrat und der Kaiser sandte einen Commissär ab, um durch ihn Besitz vom Mantuanischen zu nehmen. Der Herzog zeigte einen Muth, welcher der Gefahr gleich kam; er versammelte seine gesammte Macht in der Hauptstadt und bat die Venetianer um Beistand, die aber nur erst nach dem Vorgange Frankreichs Theil an dem Kriege nehmen wollten, und sich deshalb darauf beschränkten, dem Herzog einige Mittel der Vertheidigung zu gewähren.

Erst mit dem Ende des Jahres 1628 dachte Richelieu ernsthaft daran, den Spaniern das Recht zu bestreiten, welches sie sich in der Leitung der italienischen Staaten anmaaßen wollten. Er ließ den Venetianern melden, daß der König sich anschicke, in Person mit einem Heere über die Alpen zu gehen. Die Republik hatte schon ein Heer an den mailändischen Gränzen. In einer langen Sitzung des Senats, bei der man feierlich die Erleuchtung des heiligen Geistes anrief, viele Redner auftraten und Greise Thränen vergossen aus Furcht vor den möglichen Folgen des gefaßten Entschlusses, unterzeichnete die Signo-

ria für die Vertheidigung des Mailändischen einen Bundesvertrag, in Folge dessen der König von Frankreich 21000 Mann, die Republik 11000 und der Herzog 5000 stellte.

Das französische Heer bahnte sich stürmend den Weg durch die Alpen, zwang den Herzog von Savoyen zur Uebergabe der Citadelle von Susa und zum Abfalle von den Spaniern. Richelieu sandte seiner Seits den Capuziner, Pater Joseph, einen seiner Vertrauten, zu dem Herzoge von Mantua, um ihm die Abtretung des Gebiets von Montferrat an Frankreich vorzuschlagen. Diese Forderung zeigte, welchen Preis diese Macht auf ihren Schutz legte. Der Herzog fühlte, daß er einen Prätendenten mehr nach Italien gerufen habe; er entschlüpfte dem Antrage, und fast das ganze französische Heer kehrte wieder über die Alpen zurück, um die Hugenotten in Languedoc zu bekriegen. Dieser Rückzug ließ Italien in den Händen der Spanier, und drang den Venetianern die strengste Vorsicht auf. Sie boten dem Herzoge von Mantua mit Ausnahme von Truppen alles an, was sie zu leisten im Stande waren. Endlich erhob die Festigkeit dieses Fürsten die Venetianer zu einem edelmüthigen Benehmen. Sie ließen gegen 20000 Mann vorrücken, und sandten davon 5 bis 6000 zur Vertheidigung seiner Hauptstadt ab, denn auf diesem Punkte mußte er seine gesammte Macht zusammenziehen.

Das belagerte Mantua widerstand kräftig den Anstrengungen der vereinigten Spanier und Oesterreicher. Während der Herzog dem Feinde die Zugänge streitig machte, und häufige Ausfälle unternahm, ermüdete das kleine venetianische Heer

die Belagerer, und versah den Platz zweimal mit Lebensmitteln. Richelieu war Mann genug, um zu begreifen, daß es schimpflich seyn würde, wollte Frankreich einen Fürsten unterdrücken lassen, der seines Ranges so würdig war. Zum zweiten Male brach ein französisches Heer auf, und da man sich über den Herzog von Savoyen zu beklagen hatte, der die Partei wieder gewechselt hatte, so wurde er von den Franzosen seiner Staaten beraubt. Während diese so blos für sich selbst sorgten, meinten sie auf dem Wege der eingeschlagenen Diversion auch zugleich gegen den Herzog von Mantua ihre Schuldigkeit erfüllt zu haben; und da sie einen Theil des feindlichen Heeres nach den Alpen gezogen hatten, erklärten sie, es sey die Sache der Venetianer, die Truppen, die vor Mantua geblieben waren, durch ihre Anstrengungen zu zerstreuen. Der Senat entschied sich für diesen Versuch, der aber den schlimmsten Ausgang nahm; das Heer der Republik wurde bei Valesso geschlagen oder vielmehr zerstäubt, und zog sich in Verwirrung von den Ufern des Mincio bis zur Etsch zurück. Die Niederlage bei Valesso, eine der schmachvollsten Begebenheiten iu der Kriegsgeschichte Venedigs, war die Folge eines panischen Schreckens und der groben Unerfahrenheit des Oberanführers, Zacharias Sagredo, eines Patriziers, der bei dieser Gelegenheit zum ersten Male im Felde erschienen war. In ganz Italien verbreiteten die Feinde der Republik, selbst ihre Verbündeten, die Schande jenes verlorenen Treffens; man wollte wissen, daß die Oesterreicher den flüchtigen Venetianern mit Stockschlägen nachgesetzt hätten. Dieß geschah im Jahre 1630. So schnell auch die Republik ihr

Heer wieder herstellte und vorrücken ließ, so gelang es dennoch den Oesterreichern Mantua zu überrumpeln. Diese Stadt, wo nur noch eine Besatzung von 1000 Mann lag, hatte in drei Monaten 25000 Einwohner durch die Verwüstungen der Pest verloren. Die Feinde waren durch einen nächtlichen Angriff und unterhaltene Einverständnisse in die Stadt gedrungen. Sie wurde geplündert, und der in seinem Palast überraschte Herzog erhielt nichts weiter als die Freiheit, seine Hauptstadt zu verlassen. Diese Eroberung machte den Kaiser zum Schiedsrichter über das Schicksal von Mantua und Montferrat. Da er aber damals in Deutschland von den Schweden bedrängt wurde, so schloß er mit Frankreich einen Vertrag, welcher den Streitigkeiten Italiens ein Ziel setzen sollte. Der Herzog von Mantua erhielt in Gemäßheit der getroffenen Anordnungen seine Staaten zurück und verlor nur die Stadt Trino, die er dem Herzoge von Savoyen abtreten mußte; in Folge dieser Erwerbung, welche der Letztere keineswegs forderte, wollte man ihn zwingen, den Franzosen Pignerol, Susa, Avigliana und Bricheras zu überlassen. So mußte der Kaiser in dem Augenblick, wo der Herzog seine Hauptstadt einbüßte, wegen der Landung der Schweden in Pommern seiner Beute entsagen, und demjenigen, den er auf dem Schlachtfelde überwunden hatte, Bedingungen einräumen, als wäre dieser Sieger gewesen. Der spanische Hof empfand dies sehr übel; erst nach zweimal wieder angeknüpften Unterhandlungen konnte man aufs Reine kommen; endlich vereinigte man sich dahin, daß Frankreich Pignerol behalten und der Herzog von Savoyen einen ziemlich beträchtlichen Theil

von Montferrat bekommen sollte. Dieser am 6. April 1631 abgeschlossene Vergleich heißt der Vertrag von Cherasco. Die Venetianer waren in denselben begriffen, und dadurch ohne Verlust und Gewinn mit Spanien ausgesöhnt. Der Madrider Hof konnte nicht einwilligen, daß Frankreich in Italien Fuß fasse. Der Krieg dauerte zwischen den beiden Kronen noch eine geraume Zeit fort. Die Republik hütete sich Theil daran zu nehmen.

Die Diversion des schwedischen Königs Gustav Adolph war den Venetianern so nützlich gewesen, daß sie ihm 400000 Franken jährliche Subsidien versprochen hatten. Nach dem Abschlusse des erwähnten Friedens hatten sie von den Schweden weder etwas zu hoffen noch zu fürchten, und verweigerten demnach die Bezahlung der festgesetzten Summe. Sie führten zu ihrer Rechtfertigung an, daß der italienische Krieg den Eroberungen des Königs eben so förderlich gewesen sey, als ihnen sein Kampf in Deutschland; die Verbindlichkeit hebe sich demnach auf beiden Seiten gleichmäßig auf; sie setzten hinzu, daß sie den König nicht unterstützen könnten, ohne den Kaiser zu beleidigen, mit dem sie gegenwärtig in Frieden lebten; sie sprachen von ihren außerordentlichen Aufopferungen und Unfällen, und schlossen mit der Versicherung, daß sie beim Wiederausbruche neuer Feindseligkeiten dem Könige durch die That beweisen würden, welchen Theil sie an seinem Glück und Ruhme nähmen. Der Minister Gustav Adolphs konnte mit dieser Antwort unmöglich zufrieden seyn; er klagte über Treubruch und sparte selbst den derben Spott nicht, suchte die Verwendung des französischen Gesandten, des Gra-

fen d'Avaux nach, konnte aber dennoch mit seiner Forderung kein Gehör finden, wie lebhaft sie auch jener unterstützte.

Die Republik und der Papst hatten sich gegenseitig durch einen Vertrag für ihre Besitzungen Gewähr geleistet; da aber die Usurpationen nicht einbegriffen worden waren, so standen die Venetianer auf dem Punkte mit dem heiligen Stuhle zu brechen, und zwar wegen des Herzogthums Castro, eines Kirchenlehns, welches der Herzog von Padua besaß und das ihm der Papst nehmen wollte, um es der Familie Barberini zu geben. Dieser Krieg, welcher der Geschichte nichts Bemerkenswerthes darbietet, endigte günstig für den Herzog, dem die Venetianer zu Hülfe gekommen waren.

Dies sind die militairischen und politischen Ereignisse, welche den Zeitraum von 1618 bis 1644 ausfüllten.

Hier sind noch einige Einzelnheiten nachzuholen, die auf die innere Verwaltung der Republik Bezug haben. Es giebt ein gleichzeitiges Denkmal, welches die damaligen Staatseinkünfte angiebt; dies besteht in einer Schrift des Marquis von Bédemar, die derselbe bei der Rückkehr von seinem Gesandtschaftsposten in Venedig an den König von Spanien richtete. Er berechnet darin die Einnahme auf 3,859,196 Zechinen und die Ausgaben auf 2,898,390. Die Republik würde demnach fast 1,000,000 als Ueberschuß gehabt haben; es ist aber hierbei zu erinnern, daß diese Berechnung keine außerordentlichen Umstände voraussetzte, die gar häufig eintraten. Wenn man dem Marquis glauben darf, so wurden die Finanzen zwar mit großer Ordnung und Klugheit verwaltet, aber nicht immer mit eben so vieler Treue.

Schon seit langer Zeit hatte man gesucht, den finanziellen Verlegenheiten durch eine besondere unverletzliche Kasse abzuhelfen, in welche seit mehreren Jahrhunderten der Ertrag gewisser Zinsen floß und beinahe auf 100000 Ducaten stieg. Man hatte diese Kasse nur höchst selten angerührt. Im Jahre 1583 enthielt sie 2500000 Ducaten. Der Marquis von Bédemar, der um 1619 schrieb, glaubte, daß dieser zurückgelegte Schatz damals 3000000 Zechinen betragen konnte. Ein anderer Gesandter gab die Summe, welche man daraus für den Krieg mit den Uskoken genommen hatte, auf 8 Millionen Ducaten an, mit dem Beifügen, daß noch fünf bis sechs darin vorhanden wären. Der erwähnte spanische Gesandte bestimmt auch die Bevölkerung Venedigs um diese Zeit. Diese Hauptstadt zählte damals nach seiner Meinung 107352 Personen, die jährlich 656970 Maaß (Staia) Mehl verzehrt haben sollen; es kamen sonach ungefähr 6 Maaß auf jeden Kopf. Nach der Angabe des französischen Gesandten, der sich um diese Zeit ebenfalls in Venedig aufhielt, würde die Bevölkerung 176000 Seelen betragen haben, von denen 40000 innerhalb der Mauern lebten. Der Marquis von Bédemar hat also wohl nur die arbeitende Klasse in Anschlag gebracht.

In der herzoglichen Würde fand um diese Zeit mehrmals eine Erledigung statt. Franz Contarini folgte auf Anton Priuli im Jahre 1623. Diesen löste 1625 Johann Cornaro ab. Nikolaus Contarini übernahm die Regierung 1630; von ihm ging sie 1632 auf Franz Erizzo über. Der zweite dieser Dogen erlebte an seinem eigenen Sohne die Unbiegsamkeit der republikanischen Gesetze.

Zwischen seinem Hause und der Familie der Zeno bestand ein vererbter Haß, wie er in Italien nicht selten ist. Rainer Zeno, eins von den drei Häuptern des Raths der Zehn, tadelte alles, was der Doge that und ihm gehörte, mit einer Strenge, die mehr Feindseligkeit als Vaterlandsliebe athmete. Er stand gegen einige Begünstigungen auf, die man aus Achtung für den Greis seinen Kindern gewährt hatte; er klagte ihn an, ihre unordentliche Aufführung zu dulden, und forderte ihn auf, derselben einen Zügel anzulegen. Da der Papst Friedrich Cornaro, Bischof von Bergamo und Sohn des Dogen, mit dem Purpur bekleidet hatte, so beeilte sich Zeno dagegen, das Gesetz anzurufen, welches den Kindern des Dogen, so lange derselbe regierte, verbot, irgend eine Pfründe von Rom anzunehmen. Man sollte auf sein Verlangen Rath darüber pflegen, ob nicht der Sohn oder selbst der Vater seiner Würde zu entsagen habe. Das Ansehn der fürstlichen Familie siegte über diesen Angriff: man stützte sich auf Beispiele, man stellte den Grundsatz auf, daß die Cardinalswürde nicht als eine Pfründe zu betrachten sey. Friedrich Cornaro wurde demnach ermächtigt, den Cardinalshut zu tragen. Bald nachher trat Zeno mit einer andern Anklage auf; er behauptete, daß nicht allen Kindern des Dogen der Eintritt in den Senat verstattet sey, und setzte es durch, daß diese Befugniß auf zwei beschränkt, und der jüngste von ihr ausgeschlossen wurde. Dieser war insonderheit die Zielscheibe für Zeno's Angriffe. Aufgereizt gegen den böswilligen Geiferer, der das Ansehen seines Amtes mißbrauchte, lauerte er demselben eines Tages am Eingange des

Palastes auf, brachte ihm neun Dolchstiche bei und ergriff die Flucht. Den folgenden Tag wurden Zeno's blutige Kleider, nebst einer Axt, welche liegen geblieben war, vor den Augen des Volks in den Palast gebracht, das über diesen Frevel noch mehr erstaunt, als von dem Auftritt ergriffen war. Der Rang und die Tugenden des Vaters, die Ehrfurcht die er sich erworben hatte, alles dies konnte den Schuldigen nicht freisprechen; es gnügte nicht, ihn zu contumaziren, über seine gegenwärtigen und künftigen Güter Beschlag zu verhängen und seinen Namen aus dem goldnen Buche zu streichen; man suchte die Unbiegsamkeit des Gesetzes noch durch ein marmornes Denkmal zu bestätigen, das an dem Orte des begangenen Verbrechens aufgeführt wurde.

Dieses Ereigniß vergiftete vollends den Haß der beiden Familien, welche in Venedig zwei Parteien bildeten. Rainer Zeno, der an den empfangenen Wunden nicht gestorben war, harrte nur auf die Stimme der Rache, und bedrohte alle Anhänger der Cornaro. Man befürchtete einen bürgerlichen Krieg, und glaubte, daß der Rath der Zehn der Helfer oder das Haupt einer der Parteien werden würde.

Dieses schon lange verhaßte Tribunal hatte vor einigen Jahren den öffentlichen Unwillen auf sich geladen durch eine dieser übereilten Entscheidungen, zu denen Obrigkeiten, die ohne Oeffentlichkeit und Formen urtheilen, so leicht hingerissen werden. Die Ermunterungen, welche das Geschäft der Anklage genoß, hatte eine heimliche Gesellschaft von Angebern ins Daseyn gerufen, welche, indem sie die Rollen der Ankläger und Zeugen unter sich ver-

theilten, gegen diejenigen peinliche Processe anhängig machten, auf deren Verderben sie sannen. Dergleichen Verfolgungen waren um so gefährlicher vor einem Tribunal, das der Unschuld so wenig Vertheidigungsmittel ließ, und das sich zu der Maxime bekannte, bei Verurtheilungen einen Verdacht wie einen sichern Beweis zu behandeln.

Der Senator Anton Foscarini, der Gesandter in Frankreich gewesen war, wurde angeklagt, als habe er mit dem Auslande einen geheimen Briefwechsel unterhalten. Foscarini, obschon unschuldig, obschon Mitglied der angesehensten Körperschaft im Staate, obschon tief unterrichtet von den Gesetzen seines Vaterlandes, konnte sich in seinem Gefängnisse nicht gegen Beschuldigungen vertheidigen, deren Urheber ihm unbekannt waren. Er wurde als Verräther aufgehängt.

Dieser Vorgang vermehrte die Anklagen; sie wurden so zahlreich, und die Unverschämtheit der Angeber wagte so unwahrscheinliche, daß man endlich die Augen öffnen mußte. Man entdeckte und bestrafte die Bösewichter, und stellte das Andenken Foscarini's wieder in Ehren her; allein dieses Ereigniß, welches alle Bürger mit Schrecken ergriff, schlug dem Ansehen des Raths der Zehn eine tiefe Wunde, und häufte den öffentlichen Haß auf ihn. Man erinnerte sich und wiederholte mit Bitterkeit, daß einem seiner Mitglieder einst die Aeußerung entschlüpft war: Wir sind Könige. Jedermann wünschte der Macht eines Tribunals Gränzen, das dieselbe so unglücklich brauchte und einer Inquisition, die in die geringsten Einzelnheiten des Privatlebens einzudringen strebte.

Rainer Zeno, der unversöhnliche Feind der

Cornaro, war ein glühender Kopf, der die Menschen wenig schonte, wenn sie auch selbst zu seiner Partei gehörten. Einige Jahre vorher war er wegen seiner stürmischen Reden im großen Rath vor demselben Tribunal, an dessen Spitze er jetzt stand, zu zehnjähriger Verbannnng verurtheilt worden. Man muß ihm aus Liebe zur Gerechtigkeit nachsagen, daß der Kastengeist ihn nicht verblendete, und daß er die Eingriffe der Gewalt mißbilligte, welche der Rath der Zehn sich erlaubte. Er gab selbst die Absicht zu erkennen, die Berathung des großen Raths auf einen Gegenstand zu lenken, der, wie er glaubte, außer dem Bereiche der Zehnmänner lag. Diese verboten es ihm; er hatte Muth genug, nicht zu gehorchen, und seine Amtsgenossen verurtheilten ihn noch einmal zur Verbannung.

Dieses despotische Verfahren, welches einem Mitgliede der obersten Behörde das Recht untersagte, ihr einen Vorschlag zu thun, erregte allgemeinen Unwillen; man ergriff indessen gegen den Rath der Zehn keine Maßregel; als aber die Zeit seiner Erneuerung herannahete, gab die Versammlung der Patrizier keinem der bezeichneten Candidaten die nothwendige Zahl von Stimmen; es fand keine Wahl statt, und folglich gab es keinen Rath der Zehn mehr.

Diejenigen, welche eine lange Erfahrung daran gewöhnt hatte, die alten Einrichtungen der Republik als unverletzlich zu ehren, erschracken über eine Neuerung, die noch mehrere andere anzukündigen schien. Es wurde eine Commission ernannt, die eine Abschaffung der den Zehnmännern vorgeworfenen Mißbräuche beabsichtigte. Die Meinung dieser

Commission ging dahin, daß in einem Staate, wo so viele Personen an der obersten Gewalt Theil nähmen, es unerläßlich sey, durch eine stets wirksame Kraft den Ehrgeiz der Einzelnen zu zügeln, und daß die Einsetzung des Raths der Zehn dieser Absicht vollkommen entspreche; daß man ihm aber die Erweiterung seiner Befugnisse über die vorgeschriebenen Gränzen hinaus untersagen müsse, und daß er vor allen Dingen die Gesetze des großen Raths nicht erklären, beschränken, abändern oder gar aufheben dürfe.

Als diese Sache in Ueberlegung genommen wurde, erwachten alle Leidenschaften. Die Mehrheit der Edlen wünschte besonders der Verantwortlichkeit gegen ein Tribunal entbunden zu seyn, welches die kleinsten Fehler zur Rechenschaft zog und über dieselben in der Dunkelheit richtete, unter geheimen Formen, die noch schrecklicher waren als die Strenge. Man ging auseinander, ohne zu einem festen Beschluß gekommen zu seyn. Am folgenden Tage sprach Karl Contarini mit Feuer gegen die Befugnisse eines Raths, die derselbe andern Tribunalen entrissen habe; er entwarf ein so lebhaftes Gemälde von dem Entsetzen, welches das vorhandene Decemvirat verbreite, daß fast die ganze Versammlung ohne nähere Abstimmung ausrief: sie theile die Meinung des Redners. Jetzt trat ein Senator mit gebleichten Haaren auf, Baptiste Nani; sein Anblick stellte die Ruhe wieder her und seine Rede hob die Nothwendigkeit des Raths der Zehn im Geiste des bestehenden Systems so kräftig hervor, daß die Gemüther der Zuhörer davon unwiderstehlich hingerissen wurden. Man begriff, daß die Aristokratie sich mehr als jede andere

Regierung zu Grundsätzen der Gerechtigkeit und Mäßigung bekennen muß; daß, soll der Unterschied der Stände erträglich seyn, ein Tribunal erfordert wird, vor dem die Großen und Kleinen auf derselben Linie der Gleichheit stehen; und daß diese Gewährleistung dem Volke und dieser Zügel den Edlen durchaus nothwendig ist. Man nahm nicht nur die Vorschläge der Commissäre an, sondern ernannte auch Nani zum Haupte des Raths der Zehn und erwähnte in dem Protocoll der Sitzung den Dienst, welchen er durch seine Einrede der Republik geleistet habe. Das Ansehn des Tribunals wuchs bald darauf so sehr, daß es sich 1624 durch ein Gesetz des großen Raths ausschließend die Erkenntniß über alle peinliche Rechtshändel übertragen ließ, in welche die Edlen verwickelt werden durften, und welche es bis dahin blos bei einem andern Gericht hatte anhängig machen dürfen, so, daß die Patrizier in den Fällen, wo dieses besondere Verfahren nicht statt fand, von dem gewöhnlichen Tribunal, d. h. von der peinlichen Quarantia gerichtet wurden.

Um diese Neuerung einzuführen, benutzte man eine Anklage auf Diebstahl, der zufolge ein Patrizier vor die Quarantia gestellt wurde. Nachdem der Angeklagte öffentlich alle Demüthigungen durchgegangen war, welche die gerichtlichen Formen bei einer solchen Sache nothwendig erforderten, hatte er sich seinen Richtern zu Füßen geworfen, ihnen seine Unschuld betheuert und darauf seine Lossprechung erhalten, aber nur mit einer schwachen Mehrheit der Stimme, so daß ihm in der öffentlichen Meinung immer noch ein Fleck anhaftete. Bei dieser Gelegenheit brachte man unter den Edlen

die Vorstellung in Umlauf, daß ein großer Nachtheil für die oberste Körperschaft des Staats darin liege, wenn das Volk einige seiner Herren auf der Bank der Angeklagten erblicke, und insbesondere dem Verdachte Raum gebe, als verdankten sie blos der Gunst ihre Freistellung. Die Beobachtung einer strengen Gerechtigkeit sey wichtig, hieß es; aber man müsse auch ein Schauspiel vermeiden, das der Achtung Abbruch thue, welche die Unterthanen dem Patriziat schuldig seyen, und das ihr Vertrauen zu den Gesetzen schmälere; es wurde demnach entschieden, daß alle peinlichen Anklagen, welche die Edlen treffen könnten, nicht vor die Quarantia, sondern schlechterdings vor den großen Rath gebracht werden sollten. Zufolge dieser Verfügung hatte die Quarantia nur noch die Gerichtsbarkeit über die Unterthanen; das Richteramt verlor von seinem Ansehn, und die Edlen sahen sich dem Laufe der gewöhnlichen Rechtspflege entzogen, um vor ein Tribunal gestellt zu werden, das heimlich und ohne festgesetzte Formen seine Urtheile sprach.

Um diese Zeit hatte die Republik einige unbedeutende Händel mit dem römischen Hofe; sie betrafen die gesetzlichen Einschränkungen, denen zufolge die venetianischen Geistlichen kein Amt vom Papste annehmen sollten. Im Jahre 1621, wo die Venetianer wegen ihrer Angelegenheiten im Veltlin die Verwendung des Papstes nachsuchten, benutzte Gregor XV. diesen günstigen Umstand, um von ihnen die Zurückberufung der Jesuiten zu erlangen. Die venetianische Regierung beharrte jedoch unerschütterlich auf ihrer Weigerung, ohne den dringenden Vorstellungen Frankreichs Gehör zu geben. Urban VIII., Nachfolger des erwähnten

Papstes, verlieh zehn Jahre später den Cardinälen den Titel Eminenz, indem er ihnen einschärfte, denselben von allen Fürsten, ausgenommen von den Königen, zu fordern. Die Republik Venedig, die sich den Rang der Kronen beilegte, wollte in den Förmlichkeiten nichts ändern, die sie bisher in ihrer Berührung mit dem heiligen Collegium befolgt hatte. Einige Cardinäle lehnten die Briefe der venetianischen Regierung ab, diese behaupteten aber darum nicht weniger ihr hergebrachtes Recht. Der darüber erhobene Streit bevestigte dasselbe nur noch mehr; und seitdem beobachteten die fremden Cardinäle während ihres Aufenthaltes in Venedig das Incognito. Diese Fehde wurde von beiden Seiten mit so elenden Spitzfindigkeiten durchgeführt, daß ihnen zu viel Ehre geschähe, wollte man sie näher auseinandersetzen. Eine ähnliche Zänkerei entspann sich zwischen der Republik und dem Herzoge von Savoyen. Seitdem der Papst das neue Ceremoniel in Absicht der Cardinäle vorgeschrieben hatte, zeigte noch der Herzog eben so wenig Lust als die Republik, ihnen den Titel Eminenz zu geben. Als Ausflucht nahm er in einem Vertrage, den er mit dem Cardinalinfanten Spaniens unterzeichnete, den Namen eines Königs von Cypern und Jerusalem an. Die Venetianer waren schwach genug, ihm aus übertriebener diplomatischer Aengstlichkeit diese lächerliche Ehre streitig zu machen, die auch nicht die fernsten Ansprüche auf Cypern begründen konnte, welches die Herzoge von Savoyen nie besessen hatten. Wir wünschten, sagte ein venetianischer Gesandter zu einem savoyischen Minister, daß ihr wirklich und nicht die Türken Herren von Cypern wäret.

Dieses Stachelwort war das entscheidenste, was in dieser kläglichen Sache vorgebracht werden konnte.

Diesen nichtigen Händeln folgten einige Begebenheiten von ernster Bedeutung. Die Republik verstand ihr Interesse zu gut, um nicht von Zeit zu Zeit ihre alte Kraft in Behauptung des oberherrlichen Rechts zu entwickeln, welches sie sich über das adriatische Meer angemaßt hatte. Alle ihre Nachbarn suchten dasselbe zu umgehen. Man wußte, daß die Deutschen, mit welchen Venedig damals Krieg führte, Korn von Ferrara erhielten. Zwei ausgesandte venetianische Galeeren kreuzten an der Mündung des Po, und nahmen mit Beseitigung aller Achtung für den heiligen Stuhl die dem Feinde zugedachten Vorräthe weg. Kaufleute aus Ragusa, die nach dem Hafen von Ancona handelten, befuhren das adriatische Meer, und verweigerten den Venetianern den verlangten Tribut; ihre Schiffe wurden confiscirt. Umsonst stellte der Papst vor, daß Schiffe, die mit römischen Unterthanen in Handelsverbindungen ständen, keiner Abgabe unterworfen seyen; die Republik Ragusa mußte die Uebertretung des bestehenden Rechtes durch eine feierliche Erklärung zurücknehmen.

Um diese Zeit brachten die Venetianer gegen Spanien das Gesetz in Anwendung, welches jedem fremden Kriegsschiffe den Eingang ins adriatische Meer verbot. Der Hof von Madrid hatte dem Senat gemeldet, daß die Infantin Maria von Otranto nach Triest auf der Eskadre ihres königlichen Bruders übersetzen würde, um sich mit dem Sohne des Kaisers zu vermählen. Die Republik erklärte, daß, wenn die Infantin mit spanischen Schiffen erscheinen würde, sie auf ihrem Wege einen

Angriff zu gewärtigen habe; die Prinzessin war sonach gezwungen, die Ueberfahrt auf venetianischen Galeeren zu unternehmen.

Der Papst, aufgereizt gegen den venetianischen Consul in Ancona, dessen Wachsamkeit dem unerlaubten Handel der römischen Unterthanen Fesseln anlegte, ließ ihn verjagen, schon vorher hatte er denselben in verdrüßliche Händel verwickelt. Der Senat hob deshalb alle Gemeinschaft mit dem römischen Hofe auf, und stellte sie nicht eher wieder her, als bis der Consul wieder eingesetzt war.

Weit empfindlicher schmerzte die Venetianer der Schimpf, den ihnen Urban VIII. dadurch zufügte, daß er aus dem Königssaale des Vatican die ehrenvolle Inschrift wegnehmen ließ, welche an die wichtigen Dienste erinnerte, welche die Republik einst dem Papste Alexander III. geleistet hatte. Die venetianische Gesandtschaft zu Rom erhielt von ihrer Regierung den Befehl, ohne Abschied abzureisen. Der Nuntius wurde nicht mehr bei der Signoria zugelassen. So standen die Sachen zehn Jahre hindurch, bis die Inschrift auf Befehl des zehnten Innocenz wieder hergestellt wurde, der zu dem Ende nicht einmal das Gesuch der Venetianer abwartete.

Während die Franzosen, die Piemonteser, die Spanier, die Oesterreicher und Venetianer um Mantua kämpften, verwüstete die Pest Italien; zu keiner Zeit war sie so grausam und hartnäckig gewesen. Venedig soll durch sie gegen 60000 Menschen verloren haben. Den Verlust in den Provinzen schätzte man auf 500000, also auf den vierten Theil der Bevölkerung.

Die mit der Pforte abgeschlossenen Verträge

enthielten einen Artikel, welcher die venetianischen Schiffe berechtigte, die Seeräuber aus der Barbarei im adriatischen Meere zu verfolgen, und zugleich den türkischen Befehlshabern förmlich verbot, jenen Schutz zu verleihen. Der mit Persien im Kriege begriffene Großherr hatte die Regierungen von Algier und Tunis aufgefordert, ihre Flotte nach den westlichen Küsten seines Reichs zu senden, um während der Zeit, wo er sein Heer nach Asien führte, den Handel seiner Unterthanen zu sichern. Die Barbaresken bildeten also damals eine vom Sultan anerkannte Macht; da sie aber auch Seeräuberei trieben, so setzten sie lieber andern Schiffen zu, anstatt die türkischen zu schirmen, und plünderten eine kleine Stadt, die an der Küste des Golfs lag. Der Admiral, welcher in dieser Gegend zur Bewachung des Meers aufgestellt war, verfolgte sie bis in den Hafen von Valona, den ihnen der Pascha öffnete. Die Venetianer beschossen sie in diesem Zufluchtsort; die Stadt antwortete mit ihrer gesammten Artillerie; die Venetianer brachen mit Gewalt in den Eingang des Hafens, und nahmen daselbst 16 Fahrzeuge der Barbaresken weg. Dieses kraftvolle Benehmen beleidigte den türkischen Stolz. Der Sultan befahl aus seinem Lager von Bagdad, den venetianischen Gesandten in die sieben Thürme zu werfen. Nicht die festen und gemessenen Vorstellungen des Senats brachten die Pforte zur Billigkeit und Vernunft zurück, sondern die unersetzlichen Verluste des Heeres vor Bagdad, die Wuth der Pest, welche die Trümmer desselben verzehrte, und der Rausch der Vergnügungen, in welchen sich der Sultan betäubte. Die Venetianer erlegten eine beträchtliche Summe

als Schadenersatz; die Eintracht zwischen beiden Mächten wurde wiederhergestellt, aber nur für einige Zeit.

Es läßt sich nicht leicht erklären, warum die Türken der Republik so schnell den Frieden gewährten, da sie doch tiefe Rache gegen sie hegten, und mehrere Verhältnisse ihrer Feindschaft zu Hülfe kamen. Vielleicht war das Betragen der Pforte nicht die Folge eines Plans; aber sey es nun, daß man dem kläglichen Zustande des Heeres und der zerrütteten Gesundheit Amurats die Bereitwilligkeit zuschreiben muß, mit welcher derselbe den Venetianern die Hand der Versöhnung bot; oder daß die Politik des Divans stärkere und gewissere Schläge beabsichtigte, indem sie vorläufig Sicherheit einflößte; oder daß ein neuer Krieg dem Ehrgeize eines Ministers dringendes Bedürfniß war: so ist doch soviel ausgemacht, daß der Krieg von Seiten der Türken ohne Vorwand und selbst ohne vorhergegangene Erklärung unternommen wurde. Amurat IV. war gestorben. Sein Bruder und Nachfolger Ibrahim verband mit vielen Lastern eine Geistesschwäche, die nicht minder gefährlich war. Es schien, als ob jene nur in seinem Reiche Verwirrung stiften würden, und als ob seine Unfähigkeit die Christenheit sicher stelle; allein das Schicksal hatte ihn mit einem Minister versorgt, der umfassenden Entwürfen zur Vergrößerung des türkischen Reichs nachhing.

Im Jahre 1644 nahmen die Galeeren der Insel Malta ein vom Großherrn nach Mekka bestimmtes Schiff nebst einer Kauffahrteiflotte weg, welche die Richtung nach Cairo eingeschlagen hatte. Ibrahim gerieth darüber in eine solche Wuth, daß er schwur, den christlichen Namen auszurotten. Die

Venetianer waren wegen der verübten Feindseligkeit weniger verantwortlich als jede andere Macht, da von ihrem gesammten Adel nur zwei Familien, die Cornaro und Lipomani zum Malteserorden gehörten, noch dazu unter besondern Einschränkungen von Seiten der Republik.

Der Großherr ließ die Gesandten Frankreichs und Englands, den Bailo von Venedig und den Residenten der vereinigten Staaten vor seinen Minister laden, in der Absicht, sie wegen des Verlustes seiner Flotte zur Rechenschaft zu ziehen. Die Minister stellten vor, daß ihre Regierungen keineswegs in diese Sache verwickelt seyen, die lediglich den für sich bestehenden Malteserorden angehe: man wandte von türkischer Seite dagegen ein, daß derselbe Unterthanen aller christlichen Mächte in sich befasse, und machte den Venetianern noch einen besondern Vorwurf daraus, daß die Galeeren der Malteser, nach dem von ihnen ausgeführten Schlage, an den Küsten Kandia's vor Anker gegangen seyen. Der Bailo erklärte, daß dieser Umstand der Republik unmöglich zur Last fallen könne, und der türkische Minister schien von den vorgebrachten Gründen befriedigt zu seyn.

Der Vezier Mehemed benutzte den Zorn des Großherrn, um ihm nicht etwa die Zerstörung Malta's vorzuschlagen, wo die türkischen Waffen schon einmal gescheitert waren, sondern er rieth zur Eroberung Kandia's. Es ließ sich freilich keine Vergleichung ziehen zwischen einem unfruchtbaren Felsen und einem Königreiche, das 60 Meilen Flächenraum zählte, eine Lage darbot, die den Archipel schloß und das syrische Meer beherrschte, mehrere Häfen, wichtige Städte, einen reichen Boden und

eine Bevölkerung von mehr als 200000 Seelen hatte.

Diese Insel, Standia, eine andere, die von jener nur fünf bis sechs Meilen entfernt ist, und einige weiter entlegene machten das Gesammtgebiet aus, was den Venetianern von der Theilung des orientalischen Reiches noch übrig geblieben war. Kandia hatte ihnen unermeßliche Summen und Ströme von Blut gekostet; nach 20 Empörungen war die Insel endlich in den Zustand der Ruhe und Unterwürfigkeit versetzt.

Die Türken trachteten lebhaft nach dem Besitze derselben und trafen die gewaltigsten Vorbereitungen, um den Erfolg ihres für jetzt noch geheim gehaltenen Entwurfs zu sichern. Sie versammelten in ihren Häfen zahlreiche Schiffe und Truppenmassen. Diese Rüstungen konnten Verdacht erwecken; die Erbitterung des Großherrn gegen den Malteserorden gab indessen für den Augenblick eine bequeme Auskunft an die Hand. Der venetianische Gesandte forderte jedoch eine officielle Erklärung. Die Antwort war in einem beruhigenden, selbst wohlwollenden Tone abgefaßt, und durch eidliche Versicherungen bekräftigt. Der venetianische Senat traute den Betheuerungen nicht ganz; er ließ an den Küsten Kandia's eine Escadre von 23 Galeeren ausrüsten, und verordnete die Zusammenziehung der Milizen, die übrigens in einem erbärmlichen Zustande waren; eine Folge der Nachlässigkeit, welche der lange Friede erzeugt hatte. Die förmliche Kriegserklärung, die im Monat März 1645 erschien, kündigte laut an, daß die türkische Flotte ihre Bewegungen gegen Malta richte. Sie lief, 348 Galeeren stark, aus den Dardanellen, begleitet von zahlreichen Transportschiffen, die ein Heer von 50000 Mann an Bord hatten.

Der Kapudan Pascha, den der Sultan zu seinem Schwiegersohne erhoben hatte, konnte an dieser seltenen Gunstbezeigung merken, welch einen hohen Werth sein Herr auf die ihm anvertraute Sendung lege. Der französische Gesandte in Venedig gab seinem Hofe die ersten treffenden Winke über die Absichten der Pforte. Noch immer schwebte die venetianische Regierung in Ungewißheit über die Bestimmung der furchtbaren türkischen Flotte, welche bei der kleinen Insel Tine vorüber ging, und daselbst von den Venetianern die verlangten Erfrischungen erhielt. Als der Großvezier annehmen durfte, daß sie auf der Höhe von Kandia seyn müsse, ließ er den Bailo der Republik verhaften, und entwickelte gegen Venedig eine Reihe von Beschwerden.

Man wußte dort noch nichts von der Verhaftung des Bailo, als man den 24. Junius erfuhr, daß 50000 Türken an der westlichen Spitze der Insel nahe bei Kanea gelandet seyen, und zwar unter dem Befehle des Pascha Jussuf; daß das Hauptquartier des Kapudan Pascha zu Casal-Galata sey, daß sein Kriegsvolk das Land verwüste, und Kanea berenne, das in schlechtem Vertheidigungszustande war, und in welches der Gouverneur der Insel eiligst 2—3000 Mann Milizen geworfen hatte.

Die militairische Lage der Insel war diese. Es gab sieben befestigte Punkte, alle an der Nordküste, außerdem verschiedene Schlösser auf den Inseln, welche das westlichste Vorgebirge berühren; nahm man die Richtung das Meer entlang, so kam man nach Kanea, das seit Kurzem lebhaft angegriffen wurde. Ganz nahe bei Kanea im Innern eines Golfs, der sich tief ins Land erstreckt, war der

Hafen Suda. Hier befand sich die venetianische Flotte; sie zählte 20 und einige Galeeren und 13 Schiffe, unter der Anführung Anton Capello's. Dieser Admiral, dessen Station einige Meilen von dem türkischen Heere entfernt war, sah ein, daß er sich eben so wenig gegen die überlegenen Kräfte des Feindes herauswagen, als auf Kanea werfen konnte, weil er Gefahr lief, daselbst blokirt zu werden. Weiter gegen Osten lag Rettimo; rechts von Rettimo Kandia, die Hauptstadt der Insel, die Residenz des Gouverneurs Andreas Cornaro, der schnell einige Vertheidigungsmittel sammelte. Kandia gegenüber dehnte sich in einer Entfernung von fünf bis sechs Meilen die kleine Insel Standia aus, die einen vorspringenden militairischen Punkt, einen guten Ankerplatz und einen bequemen Hafen für die größten Schiffe darbot. Im Osten von Kandia, am äußersten Ende eines Vorgebirges, erstreckte sich die Vestung Spina longa weit ins Meer; an der östlichen Spitze der Insel waren der Platz und der Hafen von Settia. Das Volk hatte Ursache, mit der Regierung seiner Gouverneure unzufrieden zu seyn.

Bei der Nachricht von einem so unerwarteten Ueberfall versank Venedig in Bestürzung über die drohende Gefahr, und in Schaam, daß es sich hatte so lange täuschen lassen. Die Spuren des noch vorhandenen Nationalgeistes gaben sich vorzüglich in Geldaufopferungen kund. Der Patriarch Johann Franz Morosini ging mit seinem Beispiele voran. Die Geistlichkeit und die übrigen Klassen der Einwohner theilten und unterstützten die Anstrengungen der Regierung, um die kostbarste ihrer Colonien zu retten. Man rekrutirte, rüstete alle noch übrigen Schiffe aus, und kaufte dergleichen in Livorno und

Genua an. Der Großherzog von Toskana erlaubte den Venetianern, in seinem Lande Soldaten zu werben. Man sandte Streitkräfte nach Dalmatien, um diese Provinz zu vertheidigen, oder um auf dem benachbarten türkischen Gebiet eine Diversion zu bewirken. Der Senat rief alle fremden Mächte um Hülfe für eine Insel an, die man das Bollwerk der Christenheit zu nennen pflegte. Die Aussichten auf Unterstützung waren aber nicht sonderlich günstig. Das deutsche Reich befand sich in Verwirrung. Frankreich, das die Unruhen der Fronde heimsuchten, und welches sein Bündniß mit der Pforte nicht brechen wollte, reichte blos unter tiefem Geheimniß 100000 Thaler Subsidien dar. Spanien prahlte mit Versprechungen. Die Holländer überließen mehrere ihrer Schiffe der Republik gegen Pachtzins. Nur die italienischen Mächte, der Papst, der Großherzog von Toskana und der Malteserorden stellten in Verbindung mit Spanien 20 Galeeren.

Während dieser kriegerischen Vorbereitungen war das Loos von Kanea entschieden worden. Die Belagerung, mehr ein Werk der Gewalt als der Kunst, hatte 57 Tage gedauert; man sagt, daß 20000 Mann vor diesem Platze geblieben sind. Nach einem so langen Widerstande hatten die Belagerten noch Kräfte genug, den letzten Sturm auszuhalten; er fand den 17. August statt. Man bediente sich damals beim Angriffe und bei der Vertheidigung fester Plätze häufig der Minen. Eine einzelne, welche die Türken spielen ließen, sprengte einen Theil der Mauer. Man schlug sich sieben Stunden hindurch an der Bresche. Diese äußerste Anstrengung erschöpfte die Kraft der schwachen Besatzung; sämmtliche Einwohner, die Priester und

Frauen nicht ausgenommen, hatten Arbeiten und Gefahren getheilt. Die Besatzung capitulirte, zog den 22. August mit allen militairischen Ehren ab, und stieß in dem Hafen von Suda zu den dort befindlichen Streitkräften der Venetianer. Diejenigen Einwohner, die ihren heimischen Boden nicht verlassen wollten, erfuhren bald darauf, wie gefährlich es ist, auf die Treue der Türken zu bauen. Der Fall dieses wichtigen Platzes mußte zu bedenklichen Folgerungen führen. Durch diese Eroberung gewannen die Türken 360 Kanonen, einen Stützpunkt für ihr auf der Insel verbreitetes Heer, und einen Hafen, um dasselbe mit Mannschaft und Munition zu versorgen. Sie errichteten verschiedene Depots von Rekruten und Lebensmitteln auf der Halbinsel Morea, die der westlichen Spitze Kandia's nahe liegt, um von dort aus mit Bequemlichkeit Verstärkungen herbeizuziehen. Die aus dem Golf gelaufene Flotte der Venetianer führte von dieser Seite eine Landung aus, deren Hauptergebniß die Plünderung von Patras war; es zeigte sich indessen keine Hoffnung, die Feinde durch Diversionen von Kandia abzuziehen; weder die Länge noch die Schwierigkeit der Unternehmung konnten ihre Ausdauer erschüttern. Sie trafen Anstalten sich auf Kandia für immer festzusetzen; es galt ein Königreich gegen ein eroberndes Volk zu vertheidigen, das im Glück und im Unglück keine Mäßigung kennt.

Die Vorsicht der venetianischen Regierung bereitete die Mittel eines langen Widerstandes vor, durch Aufbringung der Summen, welche dieser Krieg zu verschlingen drohte. Der Papst willigte in die Erhebung des Zehnten von den Einkünften der Geistlichkeit. Nicht bloß Privatpersonen, son-

dern auch die öffentlichen Anstalten, die bürgerlichen sowohl als die geistlichen, mußten ihr vorräthiges Gold und Silber angeben, und drei Viertel davon in der Münze niederlegen. Der Eintritt in die Rathsversammlungen wurde den Edlen verstattet, wenn sie auch erst 18 Jahre zählten, sobald der Einzelne für diese Vergünstigung 200 Ducaten erlegte. Verschiedene Provinzen wurden aufgefordert Galeeren zu stellen, unter dem Versprechen, den Edlen des Festlandes den Befehl über dieselben anzuvertrauen. Man eröffnete ein Anleihen zu sieben Prozent auf immerwährende Zeiten, und ein anderes zu 14 Prozent auf Lebenszeit. Man bot die Procuratorenwürde an kauflustige Liebhaber für den Preis von 15000 Ducaten aus, und der Ehrgeiz lockte so viele reiche Mitbewerber herbei, daß vierzig Stellen dieser Art geschaffen und vergeben wurden, wiewohl die zuerst festgesetzte Summe bei der Lebhaftigkeit des Andranges auf das Vierfache gestiegen war. Dieser Kaufpreis, der im schreiendsten Widerspruch mit den Grundsätzen einer vernünftigen Gleichheit stand, war für die alten Familien um die Hälfte niedriger angesetzt als für die neuen. Als die öffentlichen Würden unter den Patriziern versteigert wurden, besannen sich die Plebejer nicht lange, um die Ehre des Patriziats zu handeln. In den Rathsversammlungen kam es gar bald zur Sprache, auch das Patriziat gegen einen bestimmten Preis zu verleihen. Vier Plebejer bezahlten jeder 100000 Ducaten dafür; 60000 Ducaten in reinem Gelde und 40000 in der Form eines Darlehens.

„Was! — rief Michele, einer vor den Advokaten der Gemeine aus — was! das Vaterland wäre in der That so unglücklich, daß die Rettung

desselben von 400000 Ducaten abhinge? Sollten wir wirklich in der Alternative seyn, unterzugehen oder für eine so schwache Unterstützung unsere alterthümliche Verfassung aufzuopfern? Man tastet das Wesen unserer Regierung an, wenn das Patriziat versteigert werden soll." Jakob Marcello, Mitglied des Raths des Dogen, vertheidigte die vorgeschlagene Maßregel mit dem ähnlichen Beispiele, das die Vorfahren in dem Kriege von Chiozza gegeben hätten, als sie 30 der verdientesten Plebejer unter den Adel aufnahmen; eine Vergleichung, die übrigens hinkte, da Geld und Verdienst verschiedenartige Dinge sind; er führte ferner an, daß ein Staat, der so oft für geringschätzige Dienste Fremde mit seinem heimischen Adel auf gleiche Linie stelle, die eingebornen Plebejer nicht aus Ueberstrenge von dieser Auszeichnung ausschließen dürfe, besonders unter den gegenwärtigen Umständen, wo es nicht rathsam sey, das Königreich Kandia aufs Spiel zu setzen, um das herkömmliche Verfahren festzuhalten; er erinnerte an das Verdienst, den Reichthum, das Alter so vieler plebejischer Familien, an die Erschöpfung der Finanzen, und schloß mit der richtigen Bemerkung, daß es besser sey, die Herrschaft zu theilen, als sie zu verlieren.

Der erwähnte Vorschlag wurde im Monat Febr. 1645 erörtert, und nach dem Verluste von Kanea bestätigte ihn der große Rath. Die darüber erlassenen Verordnungen lauteten dahin, daß unter denjenigen Plebejern und Unterthanen, welche binnen einem Monat den jährlichen Sold für 1000 Soldaten bestreiten wollten und zu dem Ende in den Schatz die Summe von 60000 venetianischen Ducaten schütten würden, fünf Individuen zum Range des

Patriziats erhoben werden sollten. Es wurde auch den Fremden freigestellt, als Mitbewerber aufzutreten, wenn sie bereit waren, jährlich 1200 Soldaten zu unterhalten, das heißt, 70000 Ducaten zu erlegen. Der große Rath sollte die Wahl nach der Mehrheit der Stimmen vollziehn. Es wurde von denjenigen, die nach dieser Ehre strebten, blos verlangt, daß sie in einer rechtmäßigen Ehe erzeugt waren, und daß weder sie selbst, noch der Vater und Großvater ein mechanisches Geschäft getrieben hatten. Nicht mehr als fünf Plebejern sollte in Gemäßheit des gefaßten Beschlusses die Adelswürde ertheilt werden; erweist man aber einmal Gunstbezeigungen für Geld, so ist es keine Inconsequenz, so viele zu gewähren, als es Leute giebt, die solche bezahlen können und wollen. Man ernannte also statt der fünf Plebejer achtzig zu Mitgliedern des Patriziats; man setzte sogar den Preis dieser Auszeichnung herab. Der öffentliche Schatz gewann die Summe von acht Millionen Ducaten. Die höchsten Würden bleiben freilich immer diejenigen, die keiner Markttaxe unterliegen.

Während man zu diesen finanziellen Maßregeln schritt, hatte man eine Flotte ausgerüstet; zu ihrer Verstärkung waren am Ende des Augusts 21 Galeeren von Seiten der italienischen Fürsten angekommen. Der Cardinal Mazarin wollte die französische Seemacht gleichfalls zur Unterstützung absenden, allein unter Bedingungen, die unannehmbar schienen, worauf seine eigennützige Klugheit eben gerechnet hatte; die ganze Hülfe Frankreichs beschränkte sich auf drei Brander.

Man hatte bei mehrern Gelegenheiten bemerkt, daß die Theilung der Macht zwischen dem Gouver-

neur der Insel und dem Admiral der Vertheidigung schade. Es erhoben sich viele Stimmen gegen Capello, den Befehlshaber der Flotte, der bei der Annäherung der Türken gegen Suda diesen Hafen augenblicklich verlassen, und seine Galeeren nach Settia an das entgegengesetzte Ende der Insel geführt hatte. Suda war eingeschlossen; der Hauptstadt Kandia stand gleiches Schicksal bevor. Diese Betrachtungen vermochten die Regierung einen Generalissimus zu ernennen. Die Wahl fiel auf Hieronymus Morosini. Er traf am 4. September im Hafen von Suda ein, versorgte den Platz mit Lebensmitteln, rief durch einen Befehl alle Kriegsfahrzeuge in der Nähe der Insel zu sich, und war bereit mit 100 Galeeren oder großen Schiffen dem Feinde eine Schlacht zu liefern. Widrige Zufälle ließen es jedoch nicht zu dem beabsichtigten Kampfe kommen, und seit dem ersten Oktober war Morosini genöthigt, vor der Hand gänzlich darauf zu verzichten; denn die Verbündeten trennten sich von der venetianischen Flotte, um in ihren Häfen zu überwintern. Es fehlte nicht an Mißhelligheiten zwischen den Venetianern und ihren Hülfstruppen; diese waren schon bei ihrer Abfahrt schlecht mit Lebensmitteln versehen; nachdem der Feldzug einen Monat gedauert hatte, war ihnen bereits der Zwieback ausgegangen; die Officiere der Republik behielten ihre Vorräthe ausschließend für sich.

Nach der Entfernung der Verbündeten brach die türkische Flotte von Kanea auf und ging nach Konstantinopel zurück, so daß alles, was die Venetianer während dieses Feldzugs ausgerichtet hatten, in der Vermehrung der Festungswerke und Proviantmittel bestand. Das Aufbringen der nöthigen Mannschaft

war mit den größten Schwierigkeiten verbunden; die Truppen, welche die den Venetianern auf der Insel noch übrigen Plätze vertheidigen sollten, reichten nicht hin; die Regierung hatte Aufträge gegeben, 50000 Mann auszuheben; es kamen aber nur 10000 an, obschon der König von Frankreich den Venetianern in seinem Lande das Rekrutiren erlaubt hatte. Die Bewohner der Insel, unzufrieden mit der Republik, fingen an, weniger Abscheu gegen die türkische Oberherrschaft zu empfinden, als man ihnen bis dahin zugetraut hatte.

Der geringe Fortgang des Feldzugs setzte die Nothwendigkeit außer allen Zweifel, die Macht des Befehlshabers, dem die Vertheidigung der Insel anvertraut war, so viel als möglich auszudehnen; es wurden zu dem Ende nicht blos die Streitkräfte zu Wasser und zu Lande seiner Führung übergeben, sondern man legte auch, der größern Einheit der Geschäfte wegen, die bürgerliche Verwaltung in seine Hände.

In dieser kritischen Lage wich die venetianische Regierung von ihrem sonstigen, streng festgehaltenen Verfahren darin ab, daß sie den Oberbefehl dem jetzigen Dogen, Franz Erizzo übertrug; das eifersüchtige Mißtrauen ließ nach der bisher befolgten Maxime dem Haupte des Staats nicht viel mehr übrig, als die Ehren und Formen der Repräsentation, ohne ihm ein persönliches Uebergewicht einzuräumen. Die militärische Erfahrung des Dogen gebot Zutrauen; sein Alter von achtzig Jahren ließ dagegen zweifeln, ob er einen so mühevollen Posten annehmen würde. Das Wahlgeschäft war noch nicht vollendet, als schon das Ergebniß desselben sich zur Entscheidung neigte; alle Augen waren auf

den Greis gerichtet, man stand aus Ehrerbietung an, ihm die Sendung zu melden, zu welcher ihn der Wille der Abstimmenden berief. Er aber erklärte mit heiterer Miene, daß sein Herz sich wieder verjünge, und daß er bereit sey, in der Hoffnung dem Vaterlande noch einige Dienste zu leisten, seine letzten Kräfte und Augenblicke dem allgemeinen Wohle zu weihen. Dieses Beispiel von Hingebung setzte in die schönsten Zeiten der Republik zurück. Die Abreise des Dogen zog den Aufbruch einer großen Anzahl von Patriziern nach sich. Die Vorsehung gewährte ihm nicht den Ruhm, streitend für die Republik zu sterben; er erlag bei den Vorbereitungen zur Einschiffung der Bürde des Alters. Sein Nachfolger in der Fürstenwürde war Franz Molino (1645); in der Stelle eines Generalcapitains ersetzte ihn Johann Capello.

Der bevorstehende Feldzug war auf zwei Hauptzwecke berechnet. Die Venetianer wollten den Fall der Plätze verhindern, die sie noch auf der Insel inne hatten, und außerdem Kanea wieder erobern. In dieser doppelten Absicht war es wichtig, den Türken alle Hülfe aus der Ferne abzuschneiden; diese hatten sich beinahe des ganzen platten Landes bemächtigt, waren aber nur im Besitze eines einzigen Hafens. Der Generalissimus Hieronymus Morosini schloß Kanea ein, damit der Feind keine Verstärkung an sich ziehen möchte, und um sich zugleich selbst die Herrschaft über das Meer zu sichern, hatte er seinen Verwandten, Thomas Morosini, mit einer Eskadre von 24 Galeeren zur Einschließung der Dardanellen abgesandt.

Als in Konstantinopel die Ankunft der Venetianer vor den Dardanellen kund wurde, befahl der

Großherr, außer sich vor Zorn, seinem Admiral, stürmend durchzubrechen. 55 türkische Galeeren wollten in der That das Wagstück unternehmen, standen aber später von dem Vorhaben ab. Der bewiesene Ungehorsam kostete dem Kapudan Pascha den Kopf. Der Hafen von Konstantinopel wurde bis zum Frühling eingeschlossen. In dieser Jahreszeit war die Gegenwart der venetianischen Eskadre dort gerade am nothwendigsten, allein sie konnte sich nicht länger auf ihrer Station behaupten. Die Mannschaft war von dem Kreuzen während des Winters erschöpft, die verlangten Verstärkungen blieben aus, und die türkische Flotte war mittlerweile dergestalt angewachsen, daß Morosini die Hoffnung aufgeben mußte, sie in die Meerenge zurückzudrücken. Er hob die Blokade auf, und machte den Feinden Platz.

Johann Capello erhielt den Oberbefehl über die venetianischen Streitkräfte auf der Insel Candia; er hatte weder den Muth noch die Thätigkeit, welche ein solcher Posten erfordert. Während dieses Feldzugs beobachteten sich die beiden Flotten in der Entfernung einiger Meilen; die türkische lag in dem Hafen von Kanea, die venetianische in dem Hafen von Suda; auf keiner Seite kam es zu einem entscheidenden Schlage. Sie boten sich wechselsweise den Kampf an, und schienen ihn zugleich wie durch stille Uebereinkunft abzulehnen. Während die Streitkräfte zur See auf solche Weise feierten, schlossen die Türken Suda ein, und fingen an Rettimo zu berennen; die Pest wüthete unter den beiden Heeren, unter der Mannschaft der beiden Flotten, und auf der ganzen Westküste der Insel. Das einzige den Venetianern während dieses Feldzugs günstige Ereigniß war die Ankunft einer französischen Eskadre von

neun Schiffen; der Cardinal Mazarin hatte sie Kandia zu Hülfe gesandt. Die dankbare Republik nahm den Cardinal unter die Zahl ihrer Patrizier auf; eine schwache Ehrenbezeigung, seitdem die venetianische Adelswürde käuflich war, zumal für den Prinzipalminister Frankreichs, der über mehr als 60 Millionen Livres gebot. Die Hülfsflotte der Spanier und Franzosen bestand aus 30 Segeln. Verbündete pflegen sich nur dann einen kräftigen Beistand zu leisten, wenn die Größe und Nähe einer und derselben Gefahr sie dazu zwingt. Sie wußten unter den gegenwärtigen Verhältnissen Vorwände hervorzusuchen, theils um ihre späte Ankunft zu beschönigen, theils um bei der Annäherung des Winters nach ihrem Hafen zurückzugehen. Es gelang den Türken am 23. November 1646 Rettimo mit stürmender Hand zu nehmen. Dieser Verlust zog dem Generalcapitain die Unzufriedenheit des Senats zu; Johann Capello wurde abgerufen, vor Gericht gestellt, und zu einjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. Baptist Grimani trat an seine Stelle.

Unter diesem neuen Anführer erhob sich die venetianische Seemacht wieder zu ihrer oft erprobten Kraft; gleich bei der ersten Gelegenheit gab sie davon ein merkwürdiges Beispiel. Grimani kreuzte im Archipel, eines seiner Schiffe, das Thomas Morosini befehligte, wurde, als es Jagd auf die Barbaresken machte, von der Flotte getrennt, und durch einen Windstoß in den Eingang von Negroponte getrieben, wo die türkische Flotte überwintert hatte. Ihr neuer Kapudan Pascha hieß Mousa. Sobald als derselbe das venetianische Schiff bemerkte, ging er mit allen seinen segelfertigen Fahrzeugen auf dasselbe los, und einen Augenblick darauf sah sich

Thomas Morosini von 45 feindlichen Galeeren umgeben. Er hemmte durch fortgesetztes Feuer die Bewegungen der vordersten, und als sie ihm näher kamen, empfing er sie mit noch größerm Nachdruck. Sie umzingelten ihn enger, er machte sich dessenungeachtet von ihnen los; unglücklicherweise zerschmetterte ihm eine Flintenkugel den Kopf. Seine Mannschaft, die sich nicht ergeben wollte, setzte den Kampf mit der größten Erbitterung fort. Drei feindliche Galeeren hatten das Schiff geentert; man schlug sich auf dem Verdeck desselben. Schon waren die Türken bis zum obersten Tauwerk vorgedrungen und pflanzten ihre Flagge auf, als man in der Ferne ein Schiff und zwei Galeeren wahrnahm, welche die Flagge von St. Markus führten. Es war der Generalcapitain selbst, der, herbeigerufen vom Donner der Kanonen, mit diesen drei Fahrzeugen über die türkische Flotte herfiel, dieselbe zwang, ihre Beute fahren zu lassen, und sie mit seinem Geschütz bis auf die Rhede von Negroponte verfolgte. Den Kapudan Pascha hatte eine Kugel getödtet, vier seiner Galeeren, durchlöchert von Schüssen, waren gescheitert; alle Türken, die Morosinis Schiff bestiegen hatten, waren todt oder gefangen. Diese Heldenthat zeigte von neuem die Ueberlegenheit der venetianischen Marine im schönsten Lichte. Der Sultan, wüthend über die erlittene Schmach, rächte sich wie ein Despot; er zog die Güter des umgekommenen Kapudan Pascha ein. Grimani hatte 41 Schiffe gesammelt, und trieb die Türken von Station zu Station nach Negropont, Chios, Mitylene, zwang sie ihre Masten zu senken, um ihm aus den Augen zu kommen, warf sie unter beständigen Angriffen auf

auf ihre Rheden zurück, setzte ihnen mit seinem Geschütz bis in ihre Häfen nach, drang mit Gewalt unter sie ein, und nahm ihnen unter dem Feuer der Batterien mehrere ihrer Schiffe. Die Flügel der Dunkelheit und einige Windstöße, welche die venetianische Flotte zerstreuten, begünstigten die türkischen Fahrzeuge dergestalt, daß sie aus einem Hafen in den andern flüchten konnten, und daß Hussein, der neue Kapudan Pascha, im Stande war, Hülfe und Lebensmittel nach Kanea zu senden. Er war übrigens in den Hafen von Napoli di Romania eingeschlossen, und das türkische Heer, welches die Plätze der Insel belagerte, schritt nur langsam in seinen Unternehmungen vorwärts. Der General klagte den Kapudan Pascha an, beide beschwerten sich über den Großvezier. Ibrahim erkundigte sich nicht näher, ließ seinen Minister vor sich kommen, und stieß ihm mit eigener Hand den Dolch in die Brust. So wurde der Urheber des gegenwärtigen Krieges zugleich gerechterweise ein Opfer desselben.

Der Nachfolger Mehemeds begriff, daß sein Kopf auf dem Spiele stand, wenn er die Angelegenheiten nicht mit besserm Erfolge als sein Vorgänger führte. Er ließ eine Eskadre auslaufen, die, begünstigt von den Windungen des Archipels, der Aufmerksamkeit der venetianischen Fahrzeuge entging, mehrere nach verschiedenen Stationen zerstreute türkische Divisionen an sich zog, nach Kanea vordrang, eine Verstärkung von 9000 Mann ans Land setzte, und noch vor Wintersanfang wieder in Konstantinopel ankam, ohne auf diesem Zuge mehr als zwei Galeeren verloren zu haben, welche die Kanonen des Feindes in Grund gebohrt hatten.

Während des Feldzugs von 1647 hatten die Waffen der Republik einige Vortheile in Dalmatien errungen, obgleich die Türken daselbst ein Heer von 10000 Mann unterhielten. Mehrere kleine Plätze waren nebst der Festung Clissa in die Gewalt Venedigs gerathen. Ein kriegerischer Volksstamm, bekannt unter dem Namen der Morlacken, schüttelte das türkische Joch ab, und wurde ein nützlicher Bundesgenosse der Venetianer.

Im Jahre 1648 wurde der westphälische Friede geschlossen. Die Interessen, die er ausglich, berührten die Republik nicht unmittelbar; sie hatte sich indessen als Unterhändlerin eingemischt, und die Rechte der deutschen Fürsten, so wie die Unabhängigkeit Hollands, feststellen helfen.

Im Anfange des Feldzugs (1648) traf Venedig ein schwerer Unfall. Die siegreiche Flotte, die unter den Befehlen Grimani's so lange die türkische Seemacht verfolgt hatte, und die jener Admiral jetzt gegen die Dardanellen führte, um selbe zu sperren, wurde von einem so wüthenden Sturme überfallen, daß 28 Fahrzeuge, unter ihnen das Admiralschiff, in den Fluthen mit der gesammten Mannschaft untergingen. Die Ueberbleibsel, sechs Galeeren, fünf Galeonen und 18 andere Schiffe irrten auf dem Archipel herum: Bernhard Morosini vereinigte sie, nahm sie unter seinen Befehl, schickte die Fahrzeuge, die nicht See halten konnten, nach Kandia, und, treu dem Auftrage des Generalissimus, der nicht mehr war, begab er sich auf die ihm bezeichnete Station, ohne seine Kräfte mit der Macht der Türken näher zu vergleichen. Er kam in den Dardanellen an, als sich Konstantinopel noch der vollen Freude über den Verlust der vene-

tianischen Flotte überließ. Seine plötzliche Erscheinung brachte einen um so lebhaftern Eindruck hervor, da man ganz und gar nicht darauf gefaßt war. Der Kapudan Pascha wollte mit 40 Galeeren den Durchgang erzwingen, mußte aber vor Morosini schimpflich in den Hafen zurückfliehen, wo ihm der Großherr den Kopf abschlagen ließ.

Ludwig Bernhard Moncenigo ersetzte auf Kandia den tapfern Grimani. Seit der Einnahme von Rettimo hatten sich die Türken der Hauptstadt der Insel genähert. Ihr Heer wirkte damals auf drei Hauptpunkten; es bewachte Kanea, belagerte Suda, vor dessen Thoren drei Pyramiden von 5000 Christenköpfen aufgeführt waren, und schickte sich an, Kandia zu berennen. Um dasselbe von seinen Verstärkungen abzuschneiden, reichte es nicht hin, die Dardanellen zu schließen; man mußte auch zugleich von den Landungsplätzen der Insel eine Menge Fahrzeuge abhalten, die aus allen Häfen des Archipels und Morea's zum Vorschein kamen und nach Kanea Mannschaft und Munition brachten. Da der Republik nach dem letzten außerordentlichen Verluste nur schwache Mittel zu Gebote standen, so rief der Generalcapitain einen Theil der Eskadre Morosini's und ihn selbst zurück, so daß nur 20 Galeeren vor den Dardanellen blieben. Sie waren stark genug, die Unternehmungen der dortigen türkischen Flotte zu lähmen. Acht Galeeren, mit denen Morosini zurückkehrte, und einige andere, die von Venedig ankamen, machten Jagd auf alle feindliche Eskadren, nahmen einige Fahrzeuge, konnten aber die Verbindung zwischen Kanea und Morea nicht aufheben und folglich auch den Zufluß von Verstärkungen nicht hindern.

Die Venetianer bedurften desselben weit mehr als die Türken. Die Belagerung von Kandia hatte begonnen. Eine Circumvallationslinie schloß den Platz ein. Die Laufgräben waren geöffnet, schon spielten die Batterien, und die Belagerten hatten bereits zwei Stürme abgeschlagen. Die besondern Unfälle dieser Belagerung, die über 20 Jahre dauerte, gehören nicht in die politische, sondern in die militairische Geschichte. Hier gnügt es, das Wesentlichste zu berühren.

Der Pascha, der die Belagerung unternommen hatte, gebot nur über 30000 Mann. In der Stadt nahmen die Festungswerke, die unaufhörlich wiederhergestellt werden mußten, so viele Hände in Anspruch, daß der Generalcapitain sich genöthigt sah, einen Theil von der Mannschaft der Galeeren zur Besatzung zu verwenden. Als Jussuf wahrnahm, daß die Belagerten hartnäckig die von seiner Artillerie zerstörten Mauern wieder aufführten, so beschleunigte er die Angriffe, um dem Feinde nicht Zeit zur Vertheidigung zu lassen, und dem Großherrn die Gelegenheit zu nehmen, ihm unter Vorwürfen der Saumseligkeit ans Leben zu kommen. Sobald er an einer Hauptbastion eine Bresche offen sah, drang er auf wiederholte Stürme, die er in Person anführte Die Belagerten leisteten nicht nur tapfern Widerstand, sondern sie wagten auch einen Ausfall und trieben die Angreifenden bis in ihre Linien zurück. Den folgenden Tag drangen die Türken von neuem vor. Jussuf sah seine Fahnen auf drei verschiedenen Punkten des Walles wehen. Man kämpfte daselbst mit gleicher Wuth, als die zufällige Explosion einiger Pulverfässer auf allen Seiten Schrecken verbreitete. Die

Türken, wie die Venetianer, meinten über einer Mine zu stehen, die zu springen drohe, und eilten deshalb von der Bresche hinweg. Ein Officier, der in der Stadt umherfliegt, stößt auf den Generalissimus mit den Worten, daß alles verloren, daß der Feind schon innerhalb des Platzes, und kaum so viel Zeit übrig ist, sich in ein Schiff zu werfen. „Wohlan, antwortete Moncenigo, so wollen wir mit den Waffen in der Hand sterben. Mögen die Tapfern mir folgen." Er sammelt seine Soldaten, nebst einigen Bürgern, ersteigt die Bresche, wird daselbst mit den zurückgekehrten Türken handgemein, stürzt sie in den Graben und füllt ihn mit ihren Todten. Diese Heldenthat kostete den Türken 20 Jahre lange Anstrengungen. In den ersten sechs Monaten brachte ihnen Moncenigo einen Verlust von mehr als 20000 Mann bei, so daß sich der Pascha mit seinen zusammengeschmolzenen Truppen in seinem Lager verschanzen mußte, um aufs Ungewisse Verstärkungen abzuwarten.

Der Generalcapitain, sichergestellt für jetzt über das Schicksal Kandia's, ging mit einigen Galeeren in See, drang dem Feinde trotzend in den Hafen von Suda, stellte sich an die Spitze der Besatzung, unternahm mehrere Ausfälle, zerstörte die Werke der Belagerer, und erzwang ihren Abzug.

Hätte die venetianische Regierung damals 20000 Mann nach Kandia übersetzen können, so würde der Feind, dem kein Rückzug offen stand, wahrscheinlich erdrückt oder doch zur Unterwerfung genöthigt worden seyn. Allein je mehr Venedig eine reiche Stadt war, desto weniger konnte es für eine kriegerische gelten. Die Hauptwaffen machten dort jetzt Schätze aus. Einige tapfere Männer leuch=

teten zwar mit dem edlen Beispiele persönlicher Aufopferung vor, sie fanden aber mehr Bewunderer als Nachahmer. Der Unfug der Käuflichkeit hatte so stark um sich gegriffen, daß man jeden Tag auf ein anderes Mittel sann, den Schatz zu mehren, ohne die Wunden zu beachten, welche dieses jüdelnde System dem Ansehen der öffentlichen Aemter versetzte. Abgesehen von den neuen Abgaben, den freiwilligen Geschenken, dem Verbrauch der Kapitalien, die den Bergwerken und wohlthätigen Stiftungen zugehörig, auf der Prokuratur von St. Markus niedergelegt waren, und wogegen der Staat Creditscheine ausstellte, die sechs Procent Interessen trugen, verkaufte man alle öffentliche Stellen; man ließ für Geld die jungen Patrizier in den Rathsversammlungen Sitz nehmen, und Magistraturen verwalten, ehe sie das von dem Gesetz vorgeschriebene Alter erreicht hatten. Man traute dem Gelde selbst die Wunderkraft zu, Verbrechen zu tilgen; so wurde die Strafe der Verbannung denjenigen erlassen, die sich von ihr loskaufen konnten; die Gerechtigkeit, die für alle gleich seyn soll, nahm sonach Partei für den Reichen unter Beeinträchtigung des Armen. Noch stärker brandmarkte den Geist der damaligen Zeit die Verwandlung des persönlichen Seedienstes, zu dem alle Eingeborne verpflichtet waren, in eine Geldabgabe, und zwar unter Umständen, wo man an Soldaten, Ruderern und Matrosen den empfindlichsten Mangel litt. Gewohnt, die Macht des Geldes überall in Anschlag zu bringen, forderten Hohe und Niedere von diesem ihrem Hausgötzen die Rettung der vaterländischen Ehre und Unabhängigkeit.

Es kann nicht befremden, daß die Regierung

bei einer solchen Stimmung der Gemüther dem Gedanken Raum gab, dem so äußerst kostspieligen Kriege durch Aufopferung der streitigen Colonie ein Ziel zu setzen. Mehr als einmal hatte man seit dem Anfange der Feindseligkeiten versucht, bald durch den noch immer in Konstantinopel gefangen gehaltenen Bailo, bald durch einen abgesandten Agenten von untergeordnetem Range, bald durch Vermittelung des französischen Gesandten die Gesinnungen des Divans ausforschen zu lassen. Die Minister der Pforte beharrten unerschütterlich auf der Behauptung Kandia's.

Der Rath des Dogen wagte den Vorschlag, die Insel Kandia den Türken abzutreten; Vincent Cussoni entwickelte denselben vor dem Senate, indem er sich hauptsächlich auf die Unmöglichkeit stützte, die für die Fortsetzung des Krieges erforderlichen Ausgaben herbeizuschaffen. Der letzte Feldzug hatte mehr gekostet, als der dreijährige Krieg um den Besitz von Cypern. Cussoni wies ferner auf den Grundsatz hin, daß, da der Erfolg immer auf der Seite der Stärkern sey, man eben deshalb ohne Selbsttäuschung seine Hülfsquellen berechnen müsse, und fände man sie geringer als die des Feindes, so sey es Pflicht Unterhandlungen einzuleiten, ehe sich jene vollends erschöpften. Er schwieg wahrscheinlich geflissentlich von einem Hauptbeweggrund der Friedensliebe; dieser lag in dem Umstande, daß die Venetianer, vertraut mit den Wohlthaten des Handels, die Unterbrechung ihrer kaufmännischen Seeunternehmungen als die härteste Entbehrung ansahen. Man werfe einen Blick auf die Geschichte der Republik und überall wird man finden, daß sie die Kämpfe auf dem Festlande

mit Beharrlichkeit aushielt, dagegen die Seekriege durch Opfer abzukürzen pflegte, wenn sie dies nicht durch Siege thun konnte, obschon sie offenbar für diese größere Hülfsquellen als für jene hatte.

Die Sache des Friedens wurde von Vielen unterstützt; der Strom der Stimmen, sagt ein Geschichtsschreiber, kam der freiwilligen Abtretung Kandia's entgegen; einige Senatoren erklärten diese Colonie für einen krebsartigen Theil der Republik. Jedermann seufzte nach Ruhe, das heißt, nach Freiheit des Handels. Die Uneigennützigen schämten sich dagegen, sie um diesen Preis zu erkaufen. Johann Pesaro erhob sich gegen den Vorschlag, ihm pflichteten Ludwig Contarini, Ludwig Valgresso, Franz Querini lebhaft bei. Sie verhehlten sich die Macht des Sultans nicht, rechneten aber auf seine Laster. Wie sie meinten und hofften, konnten die Zerrüttungen des türkischen Hofes früh oder spät den Sieg oder den Frieden herbeiführen; wirklich brach auch, als man in Venedig noch Rath pflog, in Konstantinopel eine Revolution aus, zu der die Ermordung des Großveziers das erste Signal gegeben hatte; der Großherr Ibrahim wurde abgesetzt und erdrosselt, und sein Sohn durch die Macht einer Partei auf den Thron gehoben.

Die Nachricht von diesem Ereignisse bestimmte den Senat nach einer mehrtägigen Berathung den obschwebenden Vorschlag zu verwerfen, der, wie gesagt, darauf hinaus ging, den Frieden durch die Abtretung der Insel Kandia zu erhalten. Man nahm von der Thronbesteigung des neuen Sultans, eines sechsjährigen Knabens, Gelegenheit, die Pforte durch eine Gesandtschaft beglückwünschen zu lassen, mit andern Worten: einen Unterhändler ab-

zuschicken. Als man aber in Konstantinopel Pässe für ihn verlangte, so antwortete der neue Großvezier, daß man ihn nur in dem Falle zulassen würde, wenn er mit der Ermächtigung erschiene, Kandia abzutreten, und die Festung Clissa herauszugeben. Die venetianische Regierung erklärte dagegen, daß die Unterhandlung auf die Grundlage eines gegenseitigen Ersatzes zurückzuführen sey. Der Bailo, den mehrere in Konstantinopel ansässige Venetianer begleiteten, überbrachte diese Antwort dem Großvezier. Als sie ihm der Dragoman erklärt hatte, gerieth jener in eine solche Wuth, daß er den Dolmetscher erdrosseln, den Bailo und seine gesammte Umgebung in Ketten werfen und selben durch das Gedränge des rohen Pöbels in die sieben Thürme abführen ließ, wo sie eingekerkert wurden. Die Venetianer rächten sich wegen dieser Mißhandlung durch einen Sieg.

Ihr Admiral Riva hatte den Winter hindurch die schwierige Station der Dardanellen mit 20 Galeeren eingeschlossen. Er hatte kurz vorher eine Division abgesandt, um von den benachbarten Küsten, wo man nichts ohne bewaffnete Hand erhielt, einige Vorräthe frischen Wassers holen zu lassen, als er entdeckte, daß die türkische Flotte, die aus 83 Fahrzeugen bestand, sich in dem Meere von Marmora entwickelte und in die Dardanellen vordrang. Für den Augenblick zu schwach, um ihr den Durchgang zu wehren, setzte er ihr unter lebhaftem Kanonendonner nach. Der größte Theil der von ihm abgesandten Galeeren stieß wieder zu ihm und 80 türkische Schiffe vermieden jetzt fliehend den Kampf mit 20 venetianischen. Der Kapudan Pascha segelte an der Küste von Klein=

asien hin, schlich sich zwischen die Insel Lesbos und dem Festlande hindurch und suchte Zuflucht auf der Rhede von Foschia in der Gegend des alten Phocäa, etwas nördlich von Smyrna. Dort erwartete ihn eine Hülfsflotte, zusammengesetzt aus Fahrzeugen der Barbaresken, und solchen christlichen Schiffen, welche die Türken festgenommen, und in allen levantischen Handelsplätzen ausgerüstet hatten. Kaum waren sie unter den Kanonen von Foschia angekommen, als die Venetianer am Eingange der Rhede erschienen. Sie schreiten unerachtet des Feuers von der Landseite und von den Schiffen zum Kampfe, dringen bis zum Ankerplatze der eingeengten Türken vor, die sich dadurch im Manövriren gehemmt fühlen, werfen sie mit Gewalt gegeneinander, drücken die zum Entern herannahenden Fahrzeuge zurück, zertrümmern sie unter einem Regen von Kugeln, nehmen einige weg, setzen andere in Flammen und entfernen sich hierauf, um nicht mit denselben in den Brand hineingezogen zu werden. Diese Seeschlacht soll den Türken 7000 Todte und 15 Galeeren gekostet haben. Will man den unwahrscheinlichen Berichten venetianischer Geschichtschreiber glauben, so verlor die Republik nur 15 Mann. Dieser Sieg verursachte den Sturz des Großveziers, und milderte die Gefangenschaft des Bailo, der nun aus den sieben Thürmen in seinen Palast zurückgebracht wurde, wo man ihn jedoch beständig unter Augen behielt. Riva beging darin einen Fehler, daß er die Türken nicht in Foschia einschloß. Sie wagten sich wieder hervor, führten in dem Hafen von Smyrna ihre Vereinigung mit der Eskadre der Barbaresken aus, erschienen vor Kandia und setzten bei Kanea die

Truppen ans Land, deren Ankunft der Pascha nur abgewartet hatte, um wieder an die Belagerung der Hauptstadt zu gehen.

So lange die schöne Jahreszeit dauerte, wurde die Belagerung lebhaft betrieben; die Besatzung verkaufte den Angreifenden jeden ihrer Fortschritte um einen theuren Preis. Eine und dieselbe Bastion wurde viermal erobert und wieder verloren. Die Werke waren eben so schnell zerstört als angelegt. Türken und Venetianer stellten einander durch unterirdische Arbeiten nach. Oft sprengte mitten im hitzigsten Kampfe die Explosion einer Mine den streitigen Posten und verschüttete die Kämpfenden.

Wie sorgfältig man auch den Hafen von Kanea einzuschließen suchte, immer drang ein und das andere türkische Schiff durch, das dann in Konstantinopel überwinterte. Als die venetianischen Admirale sahen, daß sie mit aller ihrer Thätigkeit und Erfahrung der feindlichen Flotte nicht den Untergang bereiten konnten, und daß sie eben so wenig im Stande waren, dem Heere auf Kandia die Verstärkungen abzuschneiden, fielen sie auf den Gedanken, in dem Hafen von Konstantinopel die ganze türkische Seemacht mit einem einzigen Schlage zu vernichten. Vor diesem kühnen Entwurfe erschrak der allezeit umsichtige Senat. Riva kreuzte noch vor den Dardanellen; der Generalcapitain streifte im Archipel herum, verwüstete die Niederlassungen der Feinde, und nahm ihnen eine beträchtliche Anzahl einzelner Schiffe. Auf Kandia erschöpften die Anstrengungen der Belagerung die Kräfte der Besatzung dergestalt, daß dieselbe von Zeit zu Zeit abgelöst werden mußte. Die Türken hatten sich bis zum östlichen Ende der Insel ausgebreitet, und schritten

zur Belagerung von Settia. 8—900 Mann, abgesendet von der Besatzung in Kandia, sollten dorthin nach dem bedrohten Platz als Verstärkung aufbrechen; sie wurden überfallen und zusammengehauen. Jetzt verzweifelten die Venetianer an der Rettung Settia's, sie sprengten die Befestigungswerke und zogen die Besatzung nach der Hauptstadt.

In Konstantinopel herrschte allgemeine Verwirrung; die Flotte hatte nicht aus den Dardanellen laufen können. Der Divan, der Kapudan Pascha klagten sich gegenseitig an. Die Janitscharen verlangten den Kopf des Großveziers. Minister und Admiral verloren ihre Plätze. Dieser langwierige und wechselvolle Krieg stritt mit den Wünschen des Volks. Die Janitscharen murrten laut über die Verhaftung des venetianischen Gesandten, und bestanden auf der Verbannung des Mufti, den man als den Urheber jener Gewaltthätigkeiten ansah. Die lauten Aeußerungen des Mißvergnügens blieben nicht ganz ohne Wirkung; der Bailo wurde seiner Gefangenschaft entlassen und nach Venedig zurückgeschickt. Die Türken mußten sich für jetzt darauf beschränken, eine Verstärkung von 3000 Mann nach Kandia zu werfen, die keineswegs mit dem großen Verluste der Belagerer im Verhältnisse stand. Die türkische Flotte lief indessen 1651 aus der Meerenge von Konstantinopel aus.

Der Generalissimus Moncenigo suchte sie auf und entdeckte sie am 10. Julius bei der Insel Paros. Zwei seiner Galeeren, welche die Vorhut bildeten, drangen in die Mitte der feindlichen Linie. Thomas Moncenigo, der Anführer der einen, wurde getödtet; Lazarus Moncenigo, Befehlshaber auf

der andern empfing mehrere Wunden. Die beiden Fahrzeuge unterhielten ein so furchtbares Feuer, daß sie schon Verwirrung unter die türkische Flotte gebracht hatten, ehe noch die venetianische an dem Kampfe Theil nehmen konnte.

Ein türkisches Schiff von 60 Kanonen und neun kleinere wurden genommen, fünf verbrannt, und 4—5000 Mann blieben in der Gewalt des Siegers.

Der Sieg von Paros machte die Venetianer zu Herren des Archipels; um den Muth der Besatzung von Kandia neu zu entflammen, zog die siegreiche Flotte in der Nähe dieses Platzes vorüber und führte die dem Feinde entrissenen Schiffe mit umgestürzter Flagge hinter sich her. Die Trümmer der türkischen Flotte warfen sich nach Kanea und setzten dort Hülfstruppen ans Land. In Konstantinopel brachen neue Unruhen aus. Die Häupter der verschiedenen Parteien suchten sich gegenseitig zu stürzen. Im Serail wurde die Großmutter des jungen Sultans vor den Augen desselben ermordet.

Venedig rief den Generalissimus Moncenigo von seinem Posten ab, nicht aus Unzufriedenheit, sondern in Folge des alten politischen Grundsatzes, den Oberbefehl niemals lange in denselben Händen zu lassen. Ihm folgte als Generalcapitain Leonhard Foskolo, der die Albaneser, welche einen Theil der Besatzung von Kandia ausmachten, und eine Erhöhung des Soldes durch Empörung ertrotzen wollten, mit verdienter Strenge züchtigte. Der türkische Admiral, dessen Flotte die Dardanellen nicht zu verlassen wagte, hatte sich bei Tenedos eingeschifft, wo ihn 25 Galeeren der Barbaresken

erwarteten. Foskolo traf mit dieser Escadre zusammen; sie vermied den Kampf und rettete sich mit einigem Verluste in den Hafen von Paros. Der gegenwärtige Feldzug (1652) bot keine merkwürdigen Ereignisse dar, man müßte denn die Flucht eines edlen Venetianers, Ludwig Navagiero, dahin rechnen, der in die Dienste und zu dem Glauben der Türken übertrat und von ihnen anfänglich begünstigt, dann verachtet, später beargwöhnt und endlich umgebracht wurde.

Es öffneten sich jetzt (1653) einige Aussichten zum Frieden. Der französische Gesandte in Konstantinopel meldete dem venetianischen Senate, daß die gegenwärtigen Minister der Pforte nicht abgeneigt schienen, Friedensvorschläge anzuhören. Die Regierung schickte eilig den Bailo Johann Capello ab; als aber der Unterhändler gegen Zahlung eines Tributs auf Zurückgabe der Eroberungen drang, befahl ihm der Großvezier unverzüglich abzureisen; bald darauf besann er sich anders und ließ ihn unterwegs verhaften. Die Gefangenschaft dieses unglücklichen Bevollmächtigten dauerte so lange und war so streng, daß er versuchte Hand an sich zu legen; der nagende Kummer tödtete ihn endlich.

Moncenigo erhielt 1653 wieder den Oberbefehl. Der folgende Feldzug begann mit einem Kampfe, der eben so bewundernswürdig als beklagenswerth war, weil er die Sieger zwar verherrlichte, aber auch auf das empfindlichste schwächte. Joseph Delfino bewachte die Dardanellen mit 16 Schiffen, zwei Galeonen und acht Galeeren. Ihn beobachteten vom Archipel her 32 Fahrzeuge der Barbaresken, die ihn von der Meerenge abzuziehen suchten. Den 6. Julius 1654 kamen von Konstan-

tinopel 75 türkische Galeeren und Schiffe gegen ihn heran. Er gab sogleich das Zeichen zum Kampfe; mochten nun einige Capitaine ihre Bewegungen übel ausgeführt haben, oder erlaubten ihnen die Strömungen nicht Linie zu halten: genug zwölf Schiffe und sechs Galeeren wurden aus der Meerenge abwärts weggetrieben. Der Admiral behauptete sich vor derselben mit zwei Galeeren, zwei Galeonen und vier Schiffen. Das Mißverhältniß der Kräfte hinderte ihn nicht Stand zu halten, seine acht Fahrzeuge wurden bald darauf von mehreren feindlichen Schiffen umringt; eine seiner Galeeren erlag der Uebermacht erst nach der tapfersten Vertheidigung. Dagegen zwang das furchtbare Feuer eines Schiffes, welches Morosini anführte, eine türkische Galeere, die Segel zu streichen. Die Türken boten alle ihre Kräfte auf, sie wieder zu erobern, und als ihnen dies nicht gelang, zündeten sie dieselbe an. Das Feuer ergriff das Schiff Morosini's und schleuderte es in die Luft. Ein anderes hatte dasselbe Schicksal. Das dritte Schiff und zwei Galeeren brachen sich Bahn durch die Feinde und gewannen das offne Meer. Mitten unter der türkischen Flotte war nur noch Delfino mit seinem Schiffe und einer Galeere auf dem Kampfplatze. Dieses seit dem Anfange des Gefechts von sechs feindlichen Fahrzeugen kanonirte Schiff war außer Stande zu manövriren und sich zu vertheidigen. Der Admiral befiehlt es anzuzünden, läßt die Mannschaft desselben die Galeere besteigen, folgt selbst dahin nach, und hält mit diesem einzigen und letzten von allen Seiten durchbohrten Fahrzeuge, ohne Segel, ohne Ruder, den Angriff einer ganzen

Flotte aus, wirft mit seinem Geschütz die herankommenden Feinde zurück und entkommt, fortgetrieben von der Strömung, glücklich aus der Meerenge zur größten Verwunderung und Beschämung der Türken, die seinen Untergang für unvermeidlich gehalten hatten. Außerhalb des Kanals geräth er an die Küste; es gelingt ihm sich wieder loszuarbeiten. Die Türken greifen ihn an, er treibt sie zurück und nimmt ihnen durch Entern eine Galeere. Umzingelt von 14 feindlichen Schiffen läßt er seine Beute fahren, gewinnt das Freie und vermittelst einiger Lappen, die ihm als Segel dienen, stößt er wieder zu dem Reste seiner Escadre. Am folgenden Tage wollte er die Feinde angreifen, die in dem vorhergegangenen Kampfe zwei Schiffe durch Feuer und 3000 Mann verloren hatten. Der Wind vereitelte sein Vorhaben. Nachdem der Capudan Pascha einen Monat gebraucht hatte, seine Flotte wieder herzustellen, eilte er Kanea zu verproviantiren und kehrte hierauf nach den Dardanellen zurück. Er mochte es nicht ohne Grund schon für ein Glück schätzen, daß er den Archipel durchstrichen war, ohne irgend den Venetianern zu begegnen. Moncenigo konnte es nicht verschmerzen, daß ihm die türkische Flotte entkommen war; er starb vor Unmuth darüber. Nur außerordentliche Charaktere sind eines solchen vernichtenden Schmerzes fähig.

Diese verschiedenen Ereignisse zeigten deutlich, daß der Ausgang des Krieges nicht von der Geschicklichkeit abhängen sollte. Trotz ihrer glänzenden Seesiege konnten die Venetianer es nicht dahin bringen, das türkische Heer auf Kandia an dem Empfange frischer Verstärkungen zu hindern.

Es setzte die Belagerung der Hauptstadt noch immer fort, jetzt lebhafter, jetzt lässiger. Die lange Dauer des Krieges zehrte am innersten Marke der Republik. Nichts bewies besser die Ungleichheit der Kräfte, als die schwunghafte Ausrüstung von Truppen und Schiffen, welche das türkische Reich ungeachtet seiner greulichen Verwaltung mit jedem Jahre erneuerte.

Venedig fühlte, daß es durch Beharrlichkeit nicht siegen könne, wie viele stolze Erinnerungen sich auch an diese Erbtugend des Staates knüpften; es rief daher, im Bewußtseyn seiner Unzulänglichkeit, den Kaiser, Frankreich, Spanien, den damaligen Protector Englands, den Papst und sogar den zur damaligen Zeit fast noch unbekannten Großfürsten von Moskau zu Hülfe. Alle diese Mächte bezeigten nur eine fruchtlose Theilnahme; die nächsten sandten allenfalls gegen das Ende jedes Feldzuges einige Galeeren, die vor Anfange des Winters schon wieder zurückkehrten. Der Papst hob einige Klöster im Gebiete der Republik auf und erlaubte die Güter derselben zu verkaufen. Diese Hülfsquelle war an sich nur mäßig, aber insofern wichtig, weil sie an den Grundsatz erinnerte, daß man die Einkünfte der Kirche, sowie alle andere nicht besser als zu den Bedürfnissen des Vaterlandes verwenden kann. Der damalige Papst, Alexander VII., forderte von den Venetianern als Gegengefälligkeit die Zurückrufung der Jesuiten. Die Venetianer fügten sich in die Nothwendigkeit den Papst zu schonen, sie nahmen dabei zugleich Rücksicht auf die Stimmung des französischen Cabinets, das sich aus schwer zu errathenden Gründen der Jesuiten lebhaft annahm. Der Akt der

Zurückrufung trug alle Zeichen eines abgedrungenen Zugeständnisses an sich; er war nichts weniger als eine freiwillige Maßregel. Man gestattete den Jesuiten die Rückkehr ins venetianische Gebiet, verbot ihnen aber die Besitznahme ihrer ehemaligen Güter. Sonst wohnten sie in prächtigen Häusern, jetzt mußten sie von einem der aufgehobenen Orden ein Kloster kaufen. Man schränkte sie noch auf andere Weise sehr zweckmäßig ein, z. B. in Absicht auf die Zeit ihres Aufenthalts und in Ansehung ihrer Lehrweise, von welcher die größte Oeffentlichkeit gefordert wurde.

Der Doge Franz Molino starb 1655. Man gab ihm Carl Contarini zum Nachfolger; und ernannte den Procurator von St. Markus, Hieronymus Foskarini zum Generalcapitain, an dessen Stelle Franz Morosini, nach dem Tode des letzten Generalissimus für die Zwischenzeit den Oberbefehl führte. Der Geschlechtsname Morosini, schon seit längerer Zeit berühmt, wurde in diesem Kriege unsterblich durch die patriotische Uneigennützigkeit des Patriarchen von Venedig, Johann Franz Morosini, welcher der gesammten Geistlichkeit in seinem Beispiele den reinsten Spiegel vorgehalten hatte; durch die Feldzüge des Hieronymus und Bernhard Morosini, von denen jener Oberbefehlshaber gewesen war; endlich durch den glorreichen Tod des Thomas und Daniel Morosini, die im Angesichte der Dardanellen unter dem wüthenden Gedränge der türkischen Flotte umgekommen waren.

Franz Morosini plünderte die Niederlassungen der Türken auf den Küsten des Archipels, und verbrannte ihre Magazine, ehe noch Foskarini ihn von seinem Interimsposten ablöste; als der Letztere

endlich krank ankam und einige Tage später starb, mußte Morosini bis auf weitere Verfügungen den Oberbefehl fortführen. Malvasia, an der östlichen Küste Moreas, war die Niederlage, von welcher die Türken fortwährend ihrem Heere auf Kandia Verstärkungen und Lebensmittel zusandten; Morosini machte sich auf, diesen Platz zu belagern.

Lazarus Moncenigo sollte mit 40 Galeeren oder Schiffen die Dardanellen verschließen. Die Türken stellten sich mit mehr als hundert Fahrzeugen entgegen. Die Schlacht wurde allgemein und der Sieg blieb den Waffen der Republik getreu. In einem Kampfe von sechs Stunden waren drei türkische Schiffe erobert, verbrannt und neun versenkt worden. Die Venetianer hatten nur eins verloren und zwar durch die Flammen. Am folgenden Tage blokirten sie den Capudan Pascha in dem Hafen von Foschia, wohin er sich mit dem Reste seiner Galeeren gerettet hatte. Die gewonnene Schlacht änderte übrigens nichts im Stande der Dinge; die Venetianer konnten weder die Rhede von Foschia, noch den Hafen von Malvasia ununterbrochen einschließen. Der Rückzug Morosini's nach Kandia entsetzte Malvasia und der Capudan Pascha, dem die Entfernung Moncenigo's freie Hand gab, führte die Trümmer seiner Mannschaft nach Konstantinopel. Lorenz Marcello stellte sich jetzt an die Spitze der gesammten venetianischen Streitkräfte. Die letzten Unfälle der türkischen Macht erregten einen neuen Aufruhr in Konstantinopel. Die Janitscharen umlagerten das Serail und verlangten lautschreiend die Auslieferung der Minister, des Mufti und 40 Anderer; sie forderten sogar von dem jungen Sultan den Kopf seiner Mutter. Diese Un-

ruhen endigten mit einem Blutbade in den Straßen der Hauptstadt und mit der Ernennung und Hinrichtung von drei oder vier Veziren, die einander in wenig Tagen Platz machten. Die verlornen Schlachten lösten nicht so sehr das Heer auf, als sie Konstantinopel in wilde Bewegung setzten. Der Krieg dauerte mit gleicher Hartnäckigkeit fort.

Karl Contarini, erst kürzlich zum Dogen erhoben, starb noch vor Ablauf eines Jahres. Franz Cornaro nahm nach ihm den herzoglichen Stuhl ein, aber nur 20 Tage. Venedig feierte eben durch ein öffentliches Freudenfest die Erwählung des neuen Dogen, Bertuccio Valerio, als man eine Galeere mit umgestürzter türkischer Flagge ankommen sah. Lazarus Moncenigo, der von derselben mit verbundenem Kopfe und einem ausgerissenen Auge ans Land stieg, stattete dem Senat Rechenschaft über das neue am 26. Junius 1656 in den Dardanellen gelieferte Treffen ab. Die Absicht der Türken war dahin gegangen, mit 98 Fahrzeugen die venetianische Macht zu durchbrechen, welche den Kanal sperrte. Der Generallissimus hatte in Person befehligt und dem Feinde mit seinem Schiffe zwei genommen. Zehn tausend Türken waren geblieben, 14 ihrer Galeeren entflohen, verschiedene von ihrer Mannschaft verlassen worden. Eine Menge von Fahrzeugen und 5000 Gefangene waren die Frucht des Sieges, der den Venetianern nur 300 Mann gekostet hatte; unter der Zahl der Todten war leider der Generallissimus selbst, hingerafft von einer Kanonenkugel. Drei venetianische Schiffe waren verbrannt, darunter das Schiff Moncenigo's. Der Anblick die-

ses von Wunden entstellten Kriegers, der den Kampf seines vernichteten Schiffes erzählte, der schöne Tod des siegenden Generalissimus, das vorschwebende Bild eines völlig geschlagenen Heeres, Konstantinopel in Verwirrung und die Aussicht auf den nahen Frieden nach so herrlichen Trophäen, alles dies erregte die lebhafteste Begeisterung, und unter der freudigsten Zustimmung wurde Lazarus Moncenigo zum Oberbefehlshaber ernannt. Als solcher ging er sogleich wieder ab, mit Entwürfen gegen Konstantinopel. Er fand die Inseln Tenedos, Stalimene und Samothrace in der Gewalt des Feindes und vernahm mit Erstaunen, daß schon wieder ein neues türkisches Heer auf dem Archipel heran kam; daß bereits eine andere Flotte, noch beträchtlicher als die geschlagene, im Meere von Marmora sich sammle und daß sich an der Küste der Dardanellen ein Lager von 50,000 Mann ausbreite.

Diese neue mit außerordentlicher Schnelligkeit ausgeführte Rüstung bewies nicht nur die unerschöpflichen Hülfsquellen des türkischen Reichs, sondern zwang auch zu der Vermuthung, daß die Leitung der türkischen Angelegenheiten in andere Hände gerathen sein müsse. Dies war auch wirklich der Fall. Die häufige Absetzung der Veziere hatte einen bisher unbekannten Mann von dunkler Herkunft an das Ruder des Staats gebracht, der die ungemeinsten Fähigkeiten entwickelte. Sein Name, der nur allzu berühmt geworden ist, war Mehemed Kiupergli. Gehoben durch eine einzelne Partei hielt er alle andere darnieder. Die türkische Flotte war so eben zerstört worden; er sendet eine neue aus und rüstet zugleich eine zweite; das

zitternde Konstantinopel sah schon im Geist die Venetianer die Dardanellen stürmen; er schlägt ein Lager auf und stellt sich in Person dabei ein. Diese unermüdete Thätigkeit, diese militairischen Anordnungen beschäftigten die Aufrührerischen, schützten die Hauptstadt gegen den Feind und das Serail gegen die Stadt. Lazarus Moncenigo wollte in der That bis Konstantinopel vordringen. Kiupergli ließ ihm nicht Zeit dazu. Den 17. Julius 1657 kam die türkische Flotte gegen die venetianische heran; Entschlossenheit eröffnete den Kampf und Ausdauer setzte ihn fort. Geschicklichkeit siegte über die größere Macht. Bald nach dem Anfange des Treffens scheiterte das türkische Admiralschiff und ein anderes Fahrzeug, durchbohrt von Kugeln; ein drittes wurde versenkt, zwei Galeeren verzehrte das Feuer, mehrere ergaben sich; schon hatten die Türken zwanzig Schiffe verloren. Angriff und Vertheidigung dauerte bis in die Nacht hinein, von beiden Seiten bewies man gleiche Hartnäckigkeit. Die Strömungen rissen die Kämpfenden unvermerkt aus der Meerenge weg, eine tiefe Dunkelheit trennte sie von einander. Moncenigo ließ die ganze Nacht hindurch Feuer anzünden, um seine Fahrzeuge zu sammeln; er wartete auf den Anbruch des Tages mit der Ungeduld eines Siegers, der seine Beute zu verlieren fürchtet. Es kam am nächsten Tage darauf an, die feindliche Flotte zu vernichten, dem Lager die Stirn zu zeigen und die Hauptstadt mit Kanonendonner zu begrüßen. Das Meer schwoll; ein ungestümer Wind verjagte die Schiffe von ihrer Station und hinderte die Bildung einer Schlachtlinie. Endlich konnte man sich sehen, aber einan-

der nicht näher kommen. Türken und Venetianer kämpften in den schwierigen und engen Seestrecken gegen das tobende Meer; die Küste, welche die einen sicherstellte, bedrohte die andern. Die türkische Flotte befand sich zum Theil in der Meerenge, zum Theil in den Häfen von Romanien und Anatolien. Die Venetianer strengten alle ihre Kräfte an, um auf sie einzudringen; man beschoß sich von weitem, ohne des Erfolges sicher zu seyn. Den ganzen Tag und die ganze folgende Nacht hindurch und den nächsten Tag darauf hielt der Sturm an; am dritten Tage endlich, als die wüthenden Wogen sich zu legen anfingen, hatte der venetianische Admiral nicht mehr als 13 Schiffe zu seiner Verfügung. Bereit, diese Division zu sammeln, giebt er das Zeichen ihm zu folgen und geht mit vollen Segeln auf den Feind los. Er war schon in der Meerenge und wollte, trotzend dem Feuer der feindlichen Batterien, dem Reste der türkischen Flotte den letzten Kampf liefern, als sein Schiff plötzlich in Brand gerieth. Die Explosion irgend einer Pulvermasse war Schuld daran. Man eilte die Fortschritte der Flammen zu hemmen; Moncenigo ertheilte auf dem Verdecke seine Befehle, da stürzte eine Raa, deren Seilwerk brannte, auf ihn herab und zerschmetterte ihm den Kopf. Die Mannschaft, ohne Mittel der Rettung, will wenigstens den todten Anführer nicht zurücklassen; man schafft ihn auf eine Schaluppe und kaum entfernt sich dieselbe, so springt das Schiff mit 500 Mann in die Luft, unter ihnen auch der Bruder Moncenigo's. Diese Katastrophe lähmte die Bewegungen der venetianischen Escadre; sie ging sogleich durch die Meerenge zurück und suchte

sich in den benachbarten Gegenden mit den andern Schiffen der Republik zu vereinigen. So waren nicht nur die Vortheile dieses Sieges dahin, der seinen Namen von den Dardanellen als dem Orte des Kampfes erhielt; sondern es gingen auch die Eroberungen verloren, welche man dem Gewinn der vorhergegangenen Schlacht verdankte. Die Verbündeten behaupteten, daß sie nicht unter einem Anführer dienen könnten, dem der Charakter eines Generallissimus fehle; sie zogen sich deshalb zurück. Die geschwächte, schwer beschädigte Flotte suchte das Weite. Die Türken, welche der Vezier wieder gesammelt hatte, faßten neuen Muth; sie sandten mehrere Escadren aus und vollendeten die Eroberung der Inseln Stalimene, Samothrace und Tenedos.

Der Großvezier Kiupergli, der mehr Geschicklichkeit, mehr Einfluß und folglich auch mehr Mäßigung als seine Vorgänger besaß, trug auf Frieden an; er verlangte nur die Räumung der Hauptstadt Kandia und ihres Gebietes, alles Uebrige sollte den Venetianern verbleiben. Hatten die Türken einmal festen Fuß gefaßt, so war vorauszusehen, daß sie sich bei der ersten günstigen Gelegenheit der ganzen Insel bemächtigen konnten. Die Venetianer durchschauten den arglistigen Plan; wußten sie doch aus bitterer Erfahrung, welche große Nachtheile ihnen der Verlust Kanea's gebracht hatte. In den Berathungen des Senats wollte anfänglich die Liebe zum Frieden siegen; der Doge selbst neigte sich mit Entschiedenheit auf diese Seite; da trat Johann Pesaro auf, bestritt die Einwilligung in die vorgelegten schimpflichen Bedingungen als einen Verrath am Vaterlande und schloß seine Rede mit einer Ermunterung zu erhöh-

ten persönlichen Aufopferungen, indem er selbst den Anfang mit einem Beitrage von 6000 Ducaten machte; seinem Beispiele folgte der Doge nebst dem ganzen Senate, die Friedensvorschläge wurden verworfen.

Der Vezier rief den Pascha, welcher seit 1644 das Heer auf Kandia befehligte, zurück, um ihn, wie er vorgab, an die Spitze der Seemacht zu stellen. Es war nur Schein; Kiupergli wollte ihn verderben, er trat gegen ihn schnell mit einer Anklage hervor, und als er bald darauf erfuhr, daß er sich gegen den neuen Generalcapitain der Venetianer, Franz Morosini, nicht hatte wollen in Kampf einlassen, ließ er ihn erdrosseln. Der folgende Feldzug ging ohne Hauptereignisse dahin. Im Jahre 1657 starb der Doge Bertuccio Valerio; ihm folgte Johann Pesaro, der so entschlossen für die Fortsetzung des Krieges gesprochen hatte. Er regierte nicht ganz drei Jahre und wurde von Dominikus Contarini ersetzt, der, wie es heißt, anfänglich die ihm zuerkannte Würde ablehnte.

Die Venetianer, entschieden für die Fortsetzung des Krieges, wandten sich auf dem Wege der Unterhandlung an Frankreich, um wo möglich von dieser Monarchie eine wirksamere Unterstützung zu erhalten, als die der italienischen Fürsten war. Seit einiger Zeit schon bewies das französische Cabinet der Republik eine besondere Theilnahme, die aber, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, nicht ganz rein war. Der Kardinal Mazarin, welcher damals das Heft der französischen Regierung in Händen hatte, trug den Venetianern ein Bündniß an, unter Bedingungen, die mit seinen geheimen weit aussehenden Entwürfen in einer

fein berechneten Verbindung standen. Die Republik errieth vielleicht die verborgenen Absichten des allmächtigen Ministers, und da seine Vorschläge ihr gefährlich schienen, zumal in einer Zeit, wo ihr der Krieg auf Kandia die höchsten Anstrengungen auferlegte, so wich sie mit wachsamer Klugheit der listigen Lockung aus. Die Vermählung Ludewigs XIV. (1660) mit einer spanischen Infantin zerriß den Fallstrick, den Mazarin den Venetianern hatte legen wollen; jetzt sprachen sie die Unterstützung des Königs unbedenklich an und erhielten von seiner Großmuth 4000 Mann Hülfstruppen, welche das Heer verstärkten, mit welchem der Generalcapitain Franz Morosini gegen Kanea aufbrach.

Morosini setzte einige tausend Mann ans Land, die bis zum Lager der Türken vordrangen; als sie sich aber unvorsichtig aufs Plündern legten, wurden sie umzingelt und mit einem Verluste von 1500 Todten zurückgejagt. Morosini empfand diesen Unfall so tief, daß er dem Proveditor Anton Barbaro, welchem er das Mißlingen dieser Unternehmung zuschrieb, den Kopf absprach; dieser appellirte an das Urtheil der venetianischen Regierung; sie erklärte ihn für unschuldig und gab dem Generalcapitain wegen seiner übermäßigen Strenge einen sehr nachdrücklichen Verweis, indem sie ihn vom Oberbefehl abrief und denselben einem seiner Verwandten, Georg Morosini, anvertraute. Der neue Generalcapitain ging der türkischen Flotte rasch entgegen, erblickte sie bei der Insel Tine, gerade in dem Augenblicke, wo sie landen wollte, verfolgte sie und nahm oder zerstörte ihr 20 Schiffe. Die Türken führten weder in dem gegenwärti-

gen Feldzuge (1661), noch in den drei folgenden (1661—1664) irgend einen bedeutenden Schlag aus. Beschäftigt mit dem Kriege gegen Ungarn, wo sie schwere Verluste erlitten und auch ihren Vezier Mehemed Kimperpli durch einen Schlagfluß verloren hatten, erneuerten sie die Versuche eines Vergleichs. Dem Mehemed folgte sein Sohn Achmet Kiupergli in der Würde eines Veziers.

Die Republik unterhielt ungeachtet des Kriegszustandes in Konstantinopel einen Agenten mit halb officiellem Charakter, so lange es die Pforte erlaubte. Der neue Großvezier Achmet Kiupergli ließ diesem Agenten andeuten, daß der Sultan nicht abgeneigt sey, mit der Republik Frieden zu schließen, wenn sie ihm die Hälfte der Insel abtreten wollte; sie sollte den östlichen Theil behalten, der Kandia und Settia in sich begriff, er bedingte sich dagegen das Gebiet aus, in dem Kanea und Rettimo lagen, welche beide die Türken schon inne hatten und Suda, das sie noch belagerten. Nach langer Berathung verwarf der Senat diese Vorschläge. Die Angelegenheiten der Türken in Ungarn standen damals schlecht; die Republik begann deshalb freier zu athmen. Durch den Friedensschluß zwischen der Pforte und Oesterreich verschwand auch dieser Strahl der aufgehenden Hoffnung und das ganze ungetheilte Gewicht des türkischen Reichs fiel von jetzt auf Venedig. Die Türken, gehoben durch den glücklichen Wechsel der Dinge, spannten von diesem Augenblicke an die Saiten merklich höher. Der Senat wollte ihre Forderungen weder annehmen, noch verwerfen, und die Pforte sie nicht abändern. Die Flamme des Krieges mußte unter solchen Umstän-

den nothwendig noch stärker emporlodern. Seit mehr als 30 Jahren hatte die Republik mit dem Herzoge von Savoyen nicht sowohl gestritten als gemurrt, weil sich derselbe König von Cypern nannte; ein Titel den sie sich selbst nicht beilegte, den sie aber auch der nahe liegenden Folgerungen wegen keinem andern zugestehen wollte. Man verglich sich eben so billig als verständig über die schwache Formalität, und der zufriedengestellte Herzog von Savoyen überließ den Venetianern zum Siegel der Versöhnung zwei Regimenter für den Krieg auf Kandia, zugleich auch einen seiner Generale, den Marquis von Ville, einen Mann von Ruf.

Die Berichte aus Kandia meldeten, daß die Türken nicht mehr als 10,000 Mann auf dieser Insel hätten und daß die Pest ihr Lager verwüste. Der Friede mit Oesterreich ließ jedoch fürchten, daß die Pforte mit erhöhtem Nachdruck gegen die Venetianer auftreten werde. Man verstärkte sich von beiden Seiten. Als die venetianischen Generale mit ihren Ergänzungstruppen auf Kandia landeten, wollten sie Kanea im Fluge wegnehmen; der beabsichtigte Streich mißlang und hatte empfindliche Nachtheile zur Folge. Die Galeeren von Malta, die erst im Monat Julius erschienen waren, kehrten wegen eines kleinlichen Rangstreites zurück, den der Generalcapitain nicht auf Kosten des vaterländischen Ehrgefühls beilegen wollte. Und doch brauchte die Republik gerade jetzt mehr als je Hülfe, denn der Großvezier verstärkte, trotz der feindlichen Escadren, die den Archipel durchstrichen, unablässig sein Heer. Von Negropont, Morea und Kleinasien strömten fortwährend Abtheilungen von Ja-

nitscharen gegen Kandia. Achmet Kiupergli übernahm selbst den Befehl; im Monat November verkündigten Kanonensalven seine Ankunft. Die Republik glaubte ihm keinen tüchtigern Generalcapitain entgegen stellen zu können als Franz Morosini, den sie einige Jahre früher wegen seiner Zerwürfnisse mit Anton Barbaro beseitigt hatte. Die von Seiten des Großveziers erneuerten Friedensvorschläge zielten dahin, der Republik von ganz Kandia nichts übrig zu lassen, als die Hauptstadt mit einem Bezirk von vier Meilen im Umkreise. Der Senat umging eine Erklärung und übertrug das Geschäft der Unterhandlung aus gerechtem Mißtrauen in den Erfolg desselben einer untergeordneten Person. Vergeblich suchte Morosini die türkischen nach Kandia bestimmten Verstärkungen abzuhalten, sie waren so bedeutend, daß das Heer der Belagerer jetzt 40,000 Mann und 8000 Schanzgräber zählte; in der Folge stieg die gesammte Zahl desselben bis auf 70,000 Mann.

Die Belagerten waren etwa 9000 Mann stark. Der nach Kandia zurückgekehrte Generalcapitain schiffte 2000 Ruderer aus, deren Mitwirkung der Besatzung einige Erleichterung verschaffen sollte. Die Landeseingebornen, welche die Grausamkeit der Türken fürchteten, eilten voll guten Willens zur Vertheidigung herbei. Der Generalcapitain Franz Morosini leitete dieselbe in Person; unter ihm standen der Marquis von Ville, der das Fußvolk befehligte und der Proveditor, Anton Barbaro, der aber wegen seines streitsüchtigen Gemüths und seiner Spannung mit dem Oberanführer am Ende des Jahres 1667 zurück gerufen und durch Bernhard Nani ersetzt wurde.

Die Stadt Kandia, die sich von einer Seite ans Meer lehnt, hatte starke Festungswerke, flankirt von sieben Bastionen, deren Zugänge einige weiter vorliegende Punkte vertheidigten; die Graben waren breit und tief, unterirdische Arbeiten machten es den Belagerten möglich in einem Augenblicke die äußern Werke zu zerstören, wenn sie dieselben dem Feinde nicht länger streitig machen konnten. Auf den Wällen standen mehr als 400 Kanonen, in der Stadt selbst war ein Ueberfluß von Kriegs- und Mundvorräthen.

Am 22. November schlug der Großvezier sein Hauptquartier vor dem Platze auf, einen Kanonenschuß weit von den Belagerten. Die Artillerie der Besatzung warf Kugeln von mehr als 100 Pfund. Seit dem 10. Junius bedeckten fünf Batterien und drei Mörser die Stadt mit Feuer. Der Widerstand entsprach den außerordentlichen und sehr kunstgerechten Anstrengungen der Türken. Von jetzt an verging kein Tag, den nicht irgend ein Unternehmen der Belagerer oder irgend eine Erfindung der Vertheidiger auszeichnete. Der Generalcapitain hatte seinen Platz auf einer Bastion genommen, so daß er den Gang aller wichtigen Ereignisse mit den Augen verfolgen konnte. Dahin brachten ihm seine Soldaten die Köpfe der Ungläubigen, denen sie in dieser barbarischen Sitte als gelehrige Schüler nachfolgten. Der Marquis von Ville wurde drei bis viermal verwundet. In der Zwischenzeit vom 22. Mai bis 18. November unternahm man 32 Stürme, 17 Ausfälle und ließ von beiden Seiten 618 Minen springen. Die Besatzung verlor in sechs Monaten 400 Officiere, 13200 Soldaten und das Belagerungs-

heer mehr als 20000 Mann. Nach vier und einem halben Monat waren die Türken noch nicht Meister irgend eines Werkes. Am Ende des fünften Monats hatten ihre Minen eine solche Wirkung hervorgebracht, daß die Belagerten eine der vorliegenden Bastionen nicht länger behaupten konnten und die Belagerer damit umgingen in den Graben hinab zu steigen. Am 9. November ordnete der Generalcapitain einen lebhaften Ausfall an und zwar in vier Colonnen; die eine bestand aus Italienern, die andere aus Franzosen, die dritte aus Deutschen und die vierte aus Landmilizen. Ausgesetzt dem Feuer des Feindes sah er von einer Courtine herab, während der Marquis von Ville sich im Graben aufhielt, um den Angriff mehr in die Nähe zu versetzen. Es gelang, die Türken auf einen Augenblick aus ihren Sicherheitsplätzen zu vertreiben, und ihre Arbeiten und Fahnen nieder zu reißen; aber man konnte sich in der Stellung nicht halten, und als man sich zurückzog; stürzten die Türken stolz hintennach, um ihre Fahnen wieder aufzupflanzen; jetzt sprangen drei Minen, eine war mit 70 Fässern Pulver gefüllt, sie schleuderte eine weite Fläche und mehrere Bataillone in die Luft. Die häufigen Regengüsse brachten Stockung in diesen unterirdischen Krieg. Die Türken beschränkten sich darauf, Wachen in den Linien zurückzulassen und kehrten nach ihrem Lager zurück. Nun gingen die Belagerten mit unermüdlichem Eifer an das Ausbessern ihrer Werke; sie warfen die Graben wieder auf, die durch Einstürze fast verschüttet worden, erhöhten ihre Mauern und führten weiter hinten neue Verschanzungen auf.

Die Türken blieben nicht müßig, sie erhoben Redouten, legten neue Batterien und Cavaliere an, welche die Werke der Belagerten beherrschten. Unablässig beschossen sie den Platz, bald setzten sie, näher vordringend, den Venetianern bei ihren Arbeiten zu, bald ermüdeten sie dieselben durch Lärmzeichen; aber auch sie selbst waren erschöpft. Die absegelnde Escadre führte 4000 Verstümmelte mit sich fort. Im Lager herrschte die Pest. Der Generalcapitain traf dagegen die nothwendigen Maßregeln der Vorsicht. Die Jahreszeit hatte die Angriffe gelähmt, aber nicht verhindert. Ehe frische Verstärkuugen ankamen, konnte man nichts Ernstliches unternehmen. So verging der Winter, der eben keine Zeit der Ruhe war. Der Großvezier wollte einen Schlag gegen die Insel Standia ausführen; der Generalcapitain ging dem Feinde mit 20 Galeeren entgegen, lieferte ihm zur Nacht ein Treffen, das um so fürchterlicher war, da fast alle Fahrzeuge an einander geriethen, nahm fünf Schiffe, zerstreute die andern und kehrte nach Kandia mit einigen Hundert Gefangenen und einem Tausend christlicher Sklaven zurück, die ihm ihre Freiheit verdankten. Nach dieser Schlacht brachen auf der Flotte einige Symptome der Pest aus; man mußte jede Gemeinschaft zwischen den Galeeren und der Stadt abbrechen. Die Belagerer erhielten fortwährend Verstärkungen. Der Capudan Pascha selbst erschien im Hafen von Kanea mit 25 Schiffen, die 1500 Janitscharen an Bord hatten. Der Winter des Jahres 1668 verging, ohne daß die Besatzung von Kandia irgend eine bedeutende Hülfe erhielt. Nur die dringenden Vorstellungen des Papstes, der so eben 500 Mann von seinen eige-

nen Truppen zur Vertheidigung Kandia's hergegeben hatte, konnten den Herzog von Savoyen bewegen, seine zwei Regimenter nicht aus dem Platze zurückzuziehen. Er bestand indessen auf der Abrufung seines Generals. Im Monat Mai verließ der Marquis von Ville Kandia, das er so lange und glorreich mit seinem Blute vertheidigt hatte.

Die venetianische Regierung berief an seine Stelle einen französischen General, den Marquis von Saint-André Montbrun, theils seiner Verdienste wegen, theils in der Absicht, Ludwig XIV. für die Vertheidigung Kandia's ein lebhafteres Interesse einzuflößen. Er ließ ihr auch in der That einige Geldsummen zufließen und erlaubte, daß sie in seinem Lande Truppen ausheben konnte. Eine auserlesene Schaar von französischen Freiwilligen bot ihre Dienste an. Der Kaiser sandte der Republik 3000 Mann zu Hülfe, der Papst unterhielt und erhöhte durch seine Ermahnungen die thätige Theilnahme der italienischen Fürsten; und als die Malteserritter erfuhren, daß ein Zug französischer Officiere zum Kampfe gegen die Ungläubigen aufbreche, schämten sie sich hinter diesem würdigen Beispiele zurückzubleiben; 60 Mitglieder des Ordens waren sogleich bereit, mit dem jungen französischen Adel den rühmlichen Wettstreit des Muthes und der Hingebung einzugehen. Frankreich wollte ungern das Bündniß mit der Pforte brechen; es schlug deshalb für die Mittel der Unterstützung einen Weg ein, mit dem die Form der Neutralität bestehen konnte. Der Herzog la Feuillade stellte sich an die Spitze von 500 Officieren, denen er zum Theil Sold reichte, wiewohl

er selbst nur ein mäßiges Vermögen besaß. Der besondere Ruf, der die Häupter dieses Unternehmens auszeichnete, die romantische Farbe desselben, die gespannte Aufmerksamkeit des gesammten Europa waren Gründe genug, um die Einbildungskraft einer ehrliebenden Jugend zu erhitzen. Den Officieren schlossen sich noch andere Freiwillige an, sie setzten unter der Flagge von Malta gemeinschaftlich über das mittelländische Meer. Der Großmeister sandte ihnen eine Fahne zu mit dem Wappen des Ordens. Der Nachfolger des Marquis von Ville war mit einigen Truppen vier bis fünf Monate früher als der Herzog la Feuillade und die Seinigen auf Kandia angekommen. Ein französisches Regiment, das der Herzog von Lothringen ausgehoben hatte, bildete damals einen Theil der dortigen Besatzung. Die türkische Macht hatte ebenfalls Zuwachs erhalten und zwar einen sehr bedeutenden; der Großherr, erbittert über die Langwierigkeit der Belagerung, kam selbst nach Morea, um von hier aus das Einschiffen der Truppen und Kriegsvorräthe bequemer und nachdrücklicher zu betreiben. Die Batterien und Minen hatten eine Bastion zerstört. Die Türken faßten Fuß auf diesem Punkte und trotz der Regengüsse, die seit dem Herbste ihre Linien überschwemmten, konnte man sie nicht völlig daraus vertreiben, so daß die Kämpfenden sich gewißermaßen in diesen Haufen von Ruinen theilten. Der Großvezier fürchtete die Ungeduld seines Herrn und verstattete sich keinen Augenblick Ruhe. Kaum Meister eines Bollwerks griff er drei andere zugleich an. Der Eingang zum Hafen war noch frei, er unternahm es einen Damm dagegen auf-

zuführen; man hatte die Breschen wieder ausgebessert, er ließ seine ganze Artillerie spielen um neue zu öffnen; die Stadt war reichlich mit Lebensmitteln versehen, er bedeckte sie mit Feuerströmen, um die Magazine in Brand zu stecken; die Besatznng hatte Verstärkung erhalten; er ermüdete sie durch Stürme. Der Damm, mit welchen die Türken den Hafen schließen wollten, um die Stadt niederzuschmettern, die von dieser Seite ziemlich schwach war, hatte unsägliche Mühe und Verluste gekostet. Der Unmuth rief im Lager eine Empörung hervor. Der Großvezier stillte sie durch seine Festigkeit und der Sultan ließ seinem Heere melden, daß es nicht eher ruhen dürfe, bis es in den Platz eingedrungen sey. In einem einzigen Sturme verlor es 2000 Mann; es war ein Krieg zwischen Riesen, wie der Marquis von Montbrun sagte, der an allen berühmten Belagerungen seiner Zeit Theil genommen hatte; er selbst wurde an der Bresche schwer verwundet. Nichts konnte jetzt die Hülfsgaleeren der italienischen Fürsten von der Rückkehr abhalten; auch die spanischen Schiffe, die jenen begegneten, wandten wieder um. Erst im November kam die Mannschaft des Herzogs la Feuillade an. Kaum war sie gelandet, so trug man ihr die Vertheidigung eines der äußern Werke auf. Hätten die jungen Leute blos Gefahren gesucht, so konnten sie dieses Verlangen im reichsten Maaße stillen; sie trachteten aber auch nach kriegerischem Glanz und der war nicht so leicht zu finden; denn das Geschäft der Vertheidigung erforderte mehr Entsagung, Kaltblütigkeit und Ruhe, als Ehrgeiz, Lebhaftigkeit und Schwung des Gefühls. Die Freiwilligen,

denen eine solche beschwerliche und gemessene Art des Kampfes fremd und unerträglich war, bestanden auf einem Ausfall, der nach ihrer Meinung die Feinde zwingen würde, die Belagerung aufzuheben. Die Venetianer, die schon gegen funfzig Ausfälle versucht hatten, nahmen den Antrag nicht mit der Wärme auf, welche die französische Ungeduld erwartete. Der Herzog la Feuillade verlangte einen allgemeinen Ausfall; alle Schiffe sollten nach seiner Meinung gegen die Küste vordringen, um den Feind zwischen zwei Feuer zu nehmen; er wollte ihn aus seinen Linien vertrieben und seine Redouten und Laufgräben zerstört wissen. Morosini, der seit sechs Monaten 7000 Mann, darunter 600 Officiere verloren hatte, hielt es mit Recht nicht für rathsam, die noch übrigen Kräfte wagelustig aufs Spiel zu setzen. Anstatt die Türken aus ihren Linien zu werfen, was er nach seinen gemachten Erfahrungen für unmöglich hielt, wünschte er lieber die Belagerung in die Länge zu ziehen, durch alle die Mittel, welche sich bis jetzt bewährt hatten, unter denen die Minen oben an standen; auch hatte er im Laufe des Jahres beinahe 300 anzünden lassen. Seine Ansicht war richtig, bestätigt durch den Gang der Kriegsereignisse. Die überlebhaften Franzosen erblickten in der venetianischen Umsicht das Werk der Politik und beklagten sich bitter, daß man ihnen nicht bei einem so würdigen Unternehmen beistehen wolle. Der Generalcapitain ließ sich durch die dringenden Vorstellungen des Grafen von St. Pol keinen Augenblick irren. Jetzt erklärte sich der Herzog la Feuillade bereit, den Ausfall lediglich mit seiner eigenen Mannschaft zu versuchen. Das groß

scheinende Vorhaben ergriff das Gemüth der Malteserritter, sie erboten sich mit einem Bataillon von ihrer Insel den Franzosen Hülfe zu leisten.

Am 16. December 1668 stürzte sich la Feuillade, eine Peitsche in der Hand, mit seiner schon beträchtlich zusammengeschmolzenen Schaar auf die feindlichen Verschanzungen. Die Türken mußten ihren Gegnern nach einem tapfern Widerstande einige Redouten und 300 Fuß Land überlassen, welches diese Handvoll Braver einige Stunden hindurch behaupteten. Vier Kapuziner und zwei Väter des Oratoriums, die als Feldprediger mitgezogen waren, hatten sich den Kämpfenden zugesellt, mit dem Cruzifixe in der Hand; sie sprachen ihnen den Muth der Religion ein und reichten den Verwundeten hülfreiche Hand. Die Batterien des Platzes richteten ein mörderisches Feuer auf die Feinde, die sich in guter Ordnung sammelten, um die verlassene Stellung wieder einzunehmen. Ein fast 3000 Mann starker Haufen wurde zurückgetrieben. Umsonst näherte sich eine Abtheilung Janitscharen, der tapfere Adel stand unerschütterlich fest. Er hatte dem Feinde 800 Mann getödtet und 400 Mann für den ferneren Kampf unbrauchbar gemacht; da er aber nicht weichen wollte, so gerieth er in Gefahr umzingelt zu werden; der Rückzug war unvermeidlich und wurde in guter Ordnung ausgeführt. Die Grafen Villemor, Tavanes und 40 andere waren geblieben oder tödtlich verwundet. Der Marquis von Fénélon sah seinen Sohn neben sich fallen. Man zählte einige 60 Verwundete, unter ihnen befanden sich der Marquis d'Aubusson, Montmorin, der Ritter Créqui; la Feuillade, drei-

mal während des Gefechtes verwundet, entfernte sich zuletzt vom Kampfplatze.

Es schien als ob diese sanguinischen Helden nur gekommen wären, um eine glänzende Thorheit zu begehen, allen Rathschlägen der Besonnenheit zum Trotz. Von diesem Augenblicke an waren sie nicht mehr zu halten; sie schifften sich eiligst nach ihrer Heimath ein, und die Pest, welche während der Ueberfahrt unter ihnen ausbrach, vollendete ihren Untergang.

Die tieferschöpften Venetianer flehten an allen Höfen um Hülfe; sie erhielten endlich einige von dem deutschen Reiche. Ein Mitglied des Hauses Morosini wußte Ludwig XIV. so günstig zu stimmen, daß derselbe 12 Regimenter Infanterie, 300 Pferde und selbst eine Abtheilung seiner Garde versprach; diese Heeresmasse, die aus 6000 Mann bestand, brach unmittelbar auf, nach der Ankunft des Herzogs la Feuillade. Sie setzte auf 27 Fahrzeugen über, begleitet von 14 Kriegsschiffen, 14 Galeeren führten die Vorhut. Die Fahne der Kirche dienee ihnen als Mittel den Schein der Neutralität zu behaupten. Die Einbildungskraft erschrickt, wenn man bedenkt, was diese lange Belagerung der Republik kostete. Man berechnet, daß dieser Abgrund jährlich vier bis fünf Millionen Franken reines Geld verschlang, und dreimal so viel an Kriegs- und Mundvorräthen. Man verbrauchte allein in dem Jahre 1668 drei Millionen Pfund Pulver. Um den Venetianern zu helfen, hob der Papst Clemens IX. im Gebiete der Republik einige Mönchsorden auf, zum Besten der Staatsbedürfnisse: der Gewinn betrug vier bis fünf Millionen.

Die Besatzung war bis aufs Aeußerste gebracht, als 1669 eine Flotte von 14 Segeln erschien; sie führte eine Division der französischen Hülfsmacht, an deren Spitze der Herzog von Beaufort und Navailles standen. Morosini wollte diese frischen Truppen zu einer Division gegen Kanea verwenden; allein die französischen Officiere eben so leichtsinnig und unerfahren wie ihre Vorgänger, bestanden für den folgenden Tag auf einem Ausfall; sie wollten nicht einmal ihre zweite nachkommende Division abwarten, die 1500 bis 2000 Mann zählte. Morosini konnte nur einen Aufschub von vier Tagen erhalten. Nach dem völlig mißlungenen Ausfalle, der den 25. Junius statt fand, pflanzten die Türken rings um die Festung 500 Köpfe auf, unter ihnen war auch der des Herzogs von Beaufort, des Grafen Rosan, der Marquis Uxelles, Castellan. Navailles und seine Mannschaft gab von jetzt an nur dem Gedanken der Rückkehr Raum; weder die dringenden Vorstellungen Morosini's, noch die Bitten des jammernden Volkes konnten diese flüchtigen Helden aufhalten. Der Platz war nur noch ein Haufen von Ruinen, besprengt mit dem Blute von 30000 Christen, entblößt von Hülfe und jeder Hoffnung, denn der Abzug des Herzogs von Navailles hatte auch die Entfernung der päpstlichen Galeeren, der Deutschen und der Malteser zur Folge. Wollte man den Platz noch länger behaupten, so blieb nichts übrig, als die Schiffsmannschaft ans Land zu ziehen, um aus ihr eine frische Besatzung zu bilden; aber dann war die Flotte verloren, man mußte sie unter solchen Umständen verbrennen. Die Menschlichkeit forderte die Rettung der noch

übrigen Einwohner und jener Tapfern, die 69 Stürme, 80 Ausfälle überstanden und 1364 Minen getrotzt hatten. Morosini sah die unabänderliche Nothwendigkeit einer Capitulation ein; es war seine Absicht, sie in einen Friedensvertrag zu verwandeln. Er hatte dazu freilich keine Befugniß und fühlte das Gewicht der Verantwortlichkeit tief; er rechnete jedoch auf die Gewalt der guten Meinung, die er im hohen Grade verdiente und in dieser Hoffnung knüpfte er mit Achmet Kiupergli Unterhandlungen an, die derselbe begierig ergriff. Die Bedingungen des Vertrags waren eben so ehrenvoll für die Besatzung als für die Republik. Es wurde festgesetzt, daß die Venetianer zwar die Insel räumen und abtreten, aber auf ihr drei Häfen und zur Schadloshaltung ferner alles dasjenige behalten sollten, was sie an den Gränzen Dalmatiens und Bosniens erobert hatten, namentlich die Festung Clissa; den Einwohnern stand es frei, mit ihren Habseligkeiten abzuziehen; man wollte ferner die früher bestandenen Verhältnisse des Handels und der Freundschaft erneuern; die Garnison durfte endlich 140 Kanonen mit sich führen und war nicht genöthigt an einem bestimmten Tage die Festung zu verlassen. Morosini wurde nach seiner Rückkehr nach Venedig in den Anklagestand versetzt, er verdankte seine Lossprechung der Beredsamkeit Johann Sagredo's und dem Umstande, daß man seinen Arm gegen die Türken nöthig hatte, die neue Feindseligkeiten fürchten ließen. Es war kein geringer Ruhm für die Venetianer, daß sie 25 Jahre hindurch einen Kampf mit der türkischen Macht bestanden hatten. Der Verlust war groß, aber die Ehre ihrer Waffen gerettet.

Sieger in zehn Seeschlachten, hartnäckige Verthei-
diger eines Platzes, der dem Feinde mehr als 100000 Mann gekostet hatte, konnten sie sich rühmen den Koloß, der mit seinem Gewicht auf Europa zu fallen drohte, die ersten Stöße versetzt zu haben. Dieser Krieg hätte den Volksgeist wieder erwecken müssen, wären noch Funken desselben vorhanden gewesen. Der französische Gesandte, Marquis d'Avaux, schrieb ungefähr um diese Zeit folgendes von den Venetianern: „Sie sind nicht im Stande 8000 Mann regelmäßige Truppen auf den Kriegsfuß zu setzen und zu unterhalten; denn ihre Miliz rechne ich für nichts. Keiner ihrer Plätze ist wohl verwahrt und durch den Krieg auf Kandia, der den größten Theil des Adels bereichert hat, ist die Republik dergestalt in Armuth versunken, daß sie lange Zeit braucht um sich wieder zu erholen. Sie hat gewißermaßen ihren Kredit verloren durch die Reductionen, welche sie mit den Interessen des auf Lebenszeit geliehenen Geldes vorgenommen hat. Und alles was sie von ihren Unterthanen zieht, von welcher Beschaffenheit es auch seyn mag, beträgt nicht 24 Mill." Die öffentliche Schuld war um 64 Mill. gestiegen. Die Lage Europa's versprach der Republik einige Jahre Ruhe. Der Kaiser raffte sich zu den letzten Anstrengungen auf, um die Rechte Ungarns zu unterdrücken und seinem Hause den Besitz dieser Krone zu sichern. Die Handelsthätigkeit entwickelte sich vierzehn Jahre hindurch ungehindert und ohne Nebenbuhler, da die herrschende Uneinigkeit den übrigen Völkern keine Zeit zu eifersüchtigen Bestrebungen übrig ließ. Während dieses Zwischenraumes drohten Venedig innere Un-

ruhen. Nicolaus Sagredo war 1674 nach Dominikus Contarini zum Dogen erhoben worden. Zwei Jahre nachher starb er; 28 Wahlstimmen bezeichneten seinen Bruder Johann Sagredo, den Vertheidiger des berühmten Morosini, einen in öffentlichen Geschäften vielgeübten Mann, zu seinem Nachfolger. Diese Ernennung brachte eine gefährliche Gährung hervor; die Ursachen derselben sind nicht hinlänglich bekannt. Man fürchtete den Ausbruch eines Bürgerkrieges und was in Venedig nie geschehen war, man stieß die Wahl um und schritt zu einer neuen, die (1676) Ludwig Contarini traf. Er starb um 1683 und wurde durch Markus Antonius Justiniani ersetzt. Die Republik genoß zwar für jetzt noch des Friedens, allein die gewaltigen Vorkehrungen der türkischen Regierung trübten gar sehr die Aussichten auf den Fortbestand der Ruhe. Der Ruhm, den Achmet Kimperpli erlangt hatte, war seinem Nachfolger ein mächtiger Sporn, auf der betretenen Bahn fortzuschreiten. Kara Mustapha glaubte als Vezier seinem Posten nicht mehr Ehre machen zu können, als wenn er nicht nur Haß, sondern auch Verachtung gegen alle christliche Mächte zur Schau trüge; insbesondere gegen die Venetianer, die mit Oesterreich den Ruhm theilten, die beständigsten Feinde der Pforte zu seyn. Rohe Bedrückungen des venetianischen Handels, ausgedachte Beschimpfungen der diplomatischen Agenten zeigten sonnenklar, daß die Türken unwiderruflich mit der Republik brechen wollten. Sie setzte diesen schimpflichen Herausforderungen im Gefühl ihres Unvermögens Geduld und Langmuth entgegen. Der Uebermuth der Pforte stieg dadurch immer höher.

Die Empörung der Ungarn schien Kara Mustapha eine günstige Gelegenheit zu einem Angriffe Oesterreichs; er ließ dem Kaiser den Krieg erklären und brach mit 200000 Mann gegen Wien auf. Der Gesandte der Republik in Konstantinopel stellte dem Divan die Kriegserklärung heimlich zu, und machte sich dann in der Kleidung eines Seemanns heimlich davon. 24 Linienschiffe, 6 Galeonen und 28 Galeeren bildeten eine Macht, mit der die Venetianer zu Gunsten Oesterreichs eine sehr bedeutende Diversion bewirken konnten. Als es darauf ankam, dieser Flotte einen Befehlshaber zu geben, richtete sich die öffentliche Aufmerksamkeit unwillkürlich auf Franz Morosini; die allgemeine Anerkennung seiner seltenen Verdienste war eine glänzende Genugthuung für die Beleidigungen und Vorwürfe, womit so viele kleine Seelen und besonders die neidischen Patrizier den glorreichen Helden von Kandia überhäuft hatten. Er ging unter Segel, verstärkt von einigen Galeeren des Papstes, des Malteserordens und des Großherzogs von Toskana, setzte seine Mannschaft auf der Insel St. Maura ans Land, und zwang den türkischen Befehlshaber der Festung durch fortgesetzte kräftige Angriffe, nach Verlauf von 16 Tagen, am 6. August 1684, zu kapituliren. Der Fall von Prevesa, ein Werk des Generals Strasoldo, folgte bald nach. Die türkische Flotte hatte zwar die Dardanellen verlassen, wagte es aber nicht sich mit der venetianischen zu messen; die Erinnerung an frühere Unfälle lehrte Vorsicht; sie begnügte sich damit, die Inseln des Archipels zu verwüsten. Die Türken hatten keinen leichten Stand, sie mußten ihren Feinden die Stirne bie-

ten auf der ganzen Westgränze ihres Reichs, von Kaminieck, welches die Pohlen belagerten, bis nach Coron, gegen welches Morosini im Anzuge war.

8000 auf der peloponnesischen Halbinsel gelandete Venetianer umringten diesen Platz; auf die Nachricht, daß der Pascha von Morea zum Entsatze anrücke, bricht Morosini sein Lager ab, sucht den Feind auf, überfällt ihn bei Nachtzeit, schlägt ihn aufs Haupt, nimmt darauf wieder seine Stellung vor Coron ein, läßt eine Mine springen, die angeblich mit 250 Fässern Pulver angefüllt war, öffnet eine weite Bresche, stürmt dann und treibt die Besatzung dergestalt in die Enge, daß sie zum Zeichen der Uebergabe die weiße Fahne aufpflanzen muß. Man unterhandelte noch über die Bedingungen der Unterwerfung, als ein Kanonenschuß aus der Festung fiel, der einige Venetianer tödtete; er war des Signal zur blutigsten Rache; die erbitterten Belagerungstruppen stürzen gegen die Bresche, dringen in die Stadt, plündern sie aufs gräulichste, und einige Glückliche ausgenommen, wie ein Augenzeuge berichtet, müssen alle darin befindliche Türken über die Klinge springen. Der Krieg nahm einen Charakter der Wildheit an, in dem ein Theil den andern zu überbieten suchte; denn auch auf dem St. Markusplatze wurden zuweilen wie an der Pforte des Serails Menschenköpfe als Trophäen aufgestellt. Die Republik konnte auf diese anfänglichen Erfolge nur insofern rechnen, als die Fortschritte der Verbündeten dieselben sicherten. Glücklicherweise hatten die Türken vor Johann Sobiesky und den Oesterreichern bis nach der Moldau zurückweichen müssen. Die Republik hob in Sachsen und dem Braunschweigischen Truppen aus, mit welchen

sie das unter Morosini gelandete Heer verstärkte. Man bestritt die Kriegsbedürfnisse theils durch Verkauf der Adelswürde, die jetzt 100000 Ducaten kostete, und diesmal von 38 Plebejern wie in einer öffentlichen Versteigerung erstanden wurde, theils durch Veräußerung der Gemeingüter und neue Auflagen in den Provinzen des Festlandes.

Morosini erhob sich zu einem Entwurfe, der eben so sehr die Größe seiner Ansichten als die Kraft seines Willens bezeugt; er ging damit um, den Türken Morea zu entreißen. Die christliche Bevölkerung der Halbinsel kam, wie zu erwarten war, den Wünschen Morosini's bereitwillig entgegen; die Mainotten traten offen zur Republik über, und nahmen Theil an dem Siege, den die Venetianer über den Capudan Pascha erfochten, und wodurch sie Herren der Provinz Maina wurden. So endigte der Feldzug von 1685.

Die Uebergabe einiger festen Schlösser, der Städte Modon, Argos und Napoli di Romania krönte den Anfang des Jahres 1686. Zweimal wollte der türkische Anführer den Fortschritten des venetianischen Heeres Schranken setzen, und zweimal wurde er von dem Schweden Königsmark, dem General der Republik, vollständig geschlagen. In Dalmatien gingen mehrere Plätze durch Sturm über. Die Hauptkraft der Türken war gegen die Pohlen und Oesterreicher gerichtet, die so eben Ofen genommen hatten. Im vollen Genuß der Siegesfreude beschloß der Senat daß die Ritterwürde Morosini's auf seinen Neffen übergehen und für immer dem Haupte der Familie verbleiben solle.

Ein abermaliger Verlust des kleinen türkischen Heeres, das sich nach jedem Schlage schnell sam-

melte und erholte, die Einnahme von Patras und Castelnuovo, die Uebergabe der Schlösser in Morea und Rumelien, der Festung Lepanto und endlich die Flucht des Seraskiers, der wieder über den Isthmus zurückging und Corinth verließ, vervollständigten in dem gegenwärtigen Feldzuge (1687) die Eroberung Morea's. In der ganzen Provinz war nur noch Malvasia zu unterwerfen. So lange es aber in der Nähe Morea's wichtige Punkte gab, wo der Feind sich verstärken und für einen schnellen Ueberfall der Halbinsel vorbereiten konnte, waren die Venetianer weder durch den Isthmus, noch durch ihre Seemacht sicher gestellt. Wollten sie sich aus dieser ungewissen Lage herausreißen, so mußten sie sich nicht nur der größern Inseln in der Nachbarschaft Morea's bemächtigen, sondern auch des nördlichen Ufers der beiden Golfe, welche der corinthische Isthmus trennt. Wie die Sachen jetzt standen, war insonderheit der Besitz von Athen höchst wünschenswerth und nothwendig. Die Türken unterhielten daselbst eine starke Besatzung. Morosini griff sie mit einer gewaltigen Artillerie an; sie zertrümmerte schonungslos einen beträchtlichen Theil der antiken Denkmäler. Flammen und Trümmer waren jetzt die Losung des Tages. Eine Bombe der Venetianer fiel auf das Parthenon, welches die Türken in ein Pulvermagazin verwandelt hatten; Athen capitulirte und wurde ein Vorposten, von wo aus die Venetianer ihre neuen Eroberungen beschützen konnten. Die Belagerung von Malvasia schritt indeß nur langsam vorwärts. Die Siege Morosini's hatten einen solchen Glanz über die Waffen der Republik verbreitet, daß sie ihm eine Ehrenbezeigung zuerkannte, die den Sinn jener classischen Zeit aussprach, wo ein Del-

zweig die höchste Belohnung der stolzesten Gemüther war. Man stellte die Büste Morosini's in den Wappensaal des herzoglichen Palastes auf, mit der Umschrift: „Franz Morosini, dem Peloponnesier, da er noch lebte."

Bald darauf (1688) erfolgte der Tod des Dogen. Die Dankbarkeit des Vaterlandes war gegen Morosini immer noch im Rückstande; der Augenblick erinnerte laut daran, die gehäufte Schuld vollends abzutragen. Kaum hatte Justiniani die Augen geschlossen, so erblickte man in allen Straßen Venedigs Anschlagzettel, worauf die Worte standen: „Derjenige, welcher euch ein Königreich gegeben hat, verdient auch eine Krone." Die öffentliche Meinung hatte zu laut und einstimmig gesprochen, als daß die Wähler sie überhören konnten. Morosini wurde zum Dogen erhoben. Sein Thatendrang ließ ihn nicht ruhen; den 8. Julius ging er aus dem Golf von Aegina zur Belagerung Negropont's ab. 6000 Türken vertheidigten den wohlbefestigten Platz; Morosini setzte ungefähr 15000 Mann ans Land. Der Graf Königsmark machte anfänglich in der Belagerung glückliche Fortschritte; bald aber zeigten sich Spuren der Pest, sie raffte den dritten Theil des Heeres hin und auch Königsmark fiel als ihr Opfer. Der Seraskier der Insel ergreift den günstigen Augenblick und dringt kämpfend bis in das venetianische Lager; nur unter Anstrengungen der Verzweiflung und großem Verlust wurde er zurück getrieben. Kaum war Morosini von Venedig aus mit 4000 Mann verstärkt worden, so schritt er den 20. August 1688 zum Sturm, wiederholte die Angriffe noch eine geraume Zeit hindurch, schwächte seine Truppen aber dadurch so

bedeutend und fand in der Festigkeit der feindlichen Werke einen so hartnäckigen Widerstand, daß er die Belagerung aufgeben mußte. Von Negroponte begab er sich nach Malvasia. Es ist ein bemerkenswerther Umstand, daß ihn gerade auf dem höchsten Gipfel der Ehre sein bisheriges Glück verließ. Schon beim Anfange der Belagerung wurde er von einer Krankheit überfallen, die ihn zur Rückkehr nach Venedig zwang; er überließ die Fortsetzung der Belagerung dem Generalcapitain Cornaro. Die Venetianer wollten der vorrückenden türkischen Verstärkung zuvorkommen, sie verloren bei einem Sturme gegen 1000 Mann, konnten aber nicht in den Platz eindringen; doch capitulirte die höchstbedrängte Besatzung und so war Venedig Meister aller Plätze in Morea. Cornaro ging der ausgelaufenen türkischen Flotte entgegen, schlug sie bei Mitylene, trieb sie in ihren Hafen zurück und nahm dem Feinde bald darauf die wichtige Festung Vallona. Eben so glücklich kämpften die Verbündeten der Republik. Die in Ungarn und Griechenland geschlagenen Türken nahmen auf andern Punkten ihre Zuflucht zu den Waffen der Verrätherei; dieses schändliche Handwerk trug ihnen jedoch keine besondern Früchte. Die erzählten Begebenheiten fallen in den Zeitraum von 1689 — 90. Der Generalcapitain Cornaro war nach der Belagerung Vallona's gestorben; Dominikus Moncenigo war sein Nachfolger, und setzte sich auf Befehl der Regierung gegen Kanea in Bewegung. Man rechnete auf die Gewalt der Ueberraschung und fand dagegen die wachsamen Türken in gutem Vertheidigungszustande. Jetzt wurden regelmäßige Angriffe nothwendig; sie zogen die Unternehmung in

die Länge. Als der Generalcapitain vernommen hatte, daß die Türken gegen Morea aufständen, befragte er seine versammelten Officiere, ob sie es nicht für rathsam hielten, auf den Kampf gegen Kanea zu verzichten, um zur Vertheidigung der kürzlich eroberten Halbinsel herbei zu eilen. Ihre Gegenvorstellungen waren eben so triftig als einleuchtend, vermochten aber nichts über den kopflosen Anführer, der sogleich mit seinen Truppen nach Morea aufbrach. Hier waren blos 5 bis 6000 Türken vor Lepanto erschienen; die Aufforderung zur Uebergabe hatte der Befehlshaber des Platzes mit Verachtung von sich gewiesen. Die Venetianer zerstreuten jene schwachen Haufen mit leichter Mühe, aber die Gelegenheit, Kanea zu nehmen war dahin; ein Verlust der sich nicht ersetzen ließ. Von allen Seiten brach gegen den Generalcapitain das Geschrei des Unwillens aus; er wurde angeklagt, nach Venedig geführt, verhaftet, und als man sich später weit mehr von seiner gänzlichen Unfähigkeit als von seinem bösen Willen überzeugte, durch eine schimpfliche Degradation bestraft.

Unter diesen Umständen that ein Mann, wie Morosini, Noth. Man übergab ihm zum vierten Male den Oberbefehl. Geboren 1618, zählte er damals 75 Jahre; seiner Altersschwäche zum Trotz brach er den 24. Mai 1693 wohlgemuth auf, und führte die Flotte der Republik in den Archipel, wo ihr indessen die Kampfscheu der Türken keine Gelegenheit zur Auszeichnung gab. Der nach dem Hafen von Napoli di Romania zurückgekehrte Doge erlag daselbst den Anstrengungen des letzten Feldzuges. In der Dogenwürde folgte

ihm Silvester Valiero, im Oberbefehl Anton Zeno. Die über ihr Glück erstaunten Venetianer nannten diesen Krieg den wunderbaren. Die Eroberungen waren ihnen übrigens leicht geworden; sie hatten die türkischen Flotten fast niemals auf dem Meere gefunden und eben so wenig starke Truppenmassen auf dem Festlande, weil die Waffen des Feindes anderswo beschäftigt waren. Die Venetianer verdankten eigentlich die Gunst der Umstände mehr den Waffen der Oesterreicher als ihren eigenen. Der Generalproveditor Johann Delfino nahm mehrere Plätze an der Grenze Dalmatiens weg, namentlich Ciclut, auf welches die Türken einen so hohen Werth legten, daß sie die Wiedereinnahme desselben mit einer nachgesandten Verstärkung von 20000 Mann zu erzwingen suchten; sie wurden zerstreut oder zusammengehauen. Vor Dulcigno scheiterte Johann Delfino trotz der erhaltenen Vortheile über drei kleine türkische Heere, die der Festung zu Hülfe kommen wollten. Die venetianische Seemacht nahm ihre Richtung gegen Scio. Den 8. September 1694 landeten daselbst 9000 Mann. Begünstigt von den christlichen Einwohnern drangen die Venetianer in den Hafen, bemächtigten sich daselbst dreier Galeeren, sprengten einen Theil der Festungswerke und ließen der Besatzung keinen andern Ausweg übrig als Ergebung; sie capitulirte und wurde nach dem benachbarten Festlande hinübergeschafft.

Als die venetianische Flotte einige Tage später der türkischen begegnete, flüchteten die Galeeren der Letztern mit Hülfe der Ruderer. Die Kriegsschiffe hingegen, zurückgehalten von der Windstille, waren außer Stande zu manövriren; die Vene-

tianer konnten ihrerseits den Vortheil des Bugsirens anwenden. Alle Capitaine bestanden auf dem Angriff dieser unbeweglichen Schiffe; Anton Zeno wich ihrem kriegerischen Verlangen unter den nichtigsten Vorwänden aus. Man erblickte die türkischen Schiffe am folgenden Tage noch vor dem Eingange des Hafens von Smyrna. Zeno gab dem Geschrei und Murren der Mannschaft nur mit Widerwillen nach, und als er sich endlich zu einer Bewegung entschloß, war die kostbare Zeit unwiderbringlich verloren. Die Türken hatten bereits den Hafen erreicht, sahen aber darum noch immer von einem Augenblick zum andern dem Angriffe der Venetianer entgegen und trafen deshalb verschiedene Vorsichtsanstalten. Zeno konnte wenigstens den Hafen beschießen; die Bereitwilligkeit, mit welcher er sich in die abmahnenden Vorstellungen des französischen, englischen und holländischen Gesandten fügte, nachdem er das Begehren seiner Officiere so bestimmt abgelehnt hatte, erregte den Unwillen der ganzen Flotte.

Der Capudan Pascha verließ die Dardanellen unter dem Auftrage Scio wieder zu nehmen. Die Venetianer stellten sich ihm entgegen; sie verloren in dem furchtbaren Kampfe 1600 Mann und drei Schiffe, welche in die Luft flogen. Der nachfolgende Verlust von Scio bewies klar, daß die Türken gesiegt hatten. Eine nichts entscheidende Schlacht, die Versäumung einer schönen Gelegenheit und die Verzichtleistung auf eine Eroberung bezeichneten den verkehrten Gang dieses Feldzugs. Er kostete Anton Zeno seine Freiheit und Befehlshaberwürde; man führte ihn nebst den Proveditoren Querini und Pisani in Ketten nach Venedig, er starb noch

unter den Vorbereitungen des Prozesses. Die Mitgenossen seiner Schmach verloren ihren militairischen und bürgerlichen Rang. Alexander Molino ersetzte Anton Zeno; er siegte über die Türken auf dem griechischen Festlande und lieferte ihnen von 1696 bis 1698 drei Seetreffen, welche zwar mehr oder weniger die Ueberlegenheit der venetianischen Seemacht bewiesen, sonst aber keinen Ausschlag gaben. Der Friede hing von ganz andern Verhältnissen ab, das heißt, von der Stellung der großen kriegführenden Mächte, gegen welche Venedig kaum noch auf der zweiten Ranglinie stand. Der Senat fürchtete nichts so sehr, als gegen die Pforte allein auf dem Schauplatze des Krieges zurück zu bleiben; er unterwarf sich deshalb den Bedingungen, die ihm das herrschende unwiderstehliche Interesse Europa's vorschrieb und opferte einen Theil seiner Eroberungen auf. Was ihm blieb, war viel für seinen Ruhm und mehr als genug für seine Kraft, wie die Folge zeigen wird. In dem gegenwärtigen Frieden (1699), welcher nach dem Orte der Unterhandlung der Karlowitzer heißt, trat die Pforte an Oesterreich Siebenbürgen, an Polen Kaminieck, Podolien und die Ukraine, endlich an Rußland den Hafen von Asow ab.

Die folgenden Artikel gingen Venedig näher an; es behielt von seinen Eroberungen ganz Morea bis zum corinthischen Isthmus, die Inseln Aegina und St. Maura; Castelnuovo am Eingange des Kanals von Cattaro und Risano; in Dalmatien endlich die Plätze Sing, Knin und Ciclut; es gab ferner die nördlich vom athenischen und lepantischen Meerbusen gelegenen Eroberungen zurück unter der Bedingung, vorher die Plätze von Lepanto, Rumelien und Prevesa zu schleifen; es überließ endlich den Tür-

ken das wichtige Grabusa, wiewohl der Feind sich desselben blos durch Verrätherei bemächtigt hatte. Der Doge Silvester Valiero überlebte den Frieden nur um zwei Jahre; sein Nachfolger war Ludwig Moncenigo, der bis 1709 regierte und durch Johann Cornaro ersetzt wurde, dessen Herrschaft bis 1722 dauerte.

Die Basis des Augsburger Bündnisses, das dem Ehrgeize und den Fortschritten Ludwigs XIV. Einhalt thun sollte, war heimlich in Venedig abgeschlossen worden; die Republik erblickte sich seit langer Zeit, wegen ihrer Vereinigung mit Oesterreich gegen die Türken, in einer natürlichen Verwandtschaft mit dem kaiserlichen Interesse. Sie berief sich indessen auf den Grundsatz der Neutralität bei dem Kriege, den die Häuser Habsburg und Bourbon während der ersten dreizehn Jahre des achtzehnten Jahrhunderts um den Besitz der spanischen Krone mit einander führten, und an welchem fast ganz Europa Theil nahm. Dieser Grundsatz verrieth die Schwäche des Staats; auch wurde die Neutralität der Republik zu Wasser und zu Lande häufig verletzt. Bei dem zu Utrecht eröffneten und im folgenden Jahre nach Rastadt verlegten Congresse trat der Verfall des venetianischen Ansehns mit jedem Tage klarer ans Licht. Umsonst verlangte die Republik Entschädigungen für zahlreiche, durch den Krieg herbei geführte Verluste; man ließ ihre Bevollmächtigten blos als Zeugen der Verhandlungen zu, welche den politischen Zustand aller europäischen Staaten veränderten.

Kaum war der allgemeine Friede hergestellt, so erklärte die Pforte, stark an sich und noch stärker durch die Schwäche Venedigs, der Republik von

neuem den Krieg. Der Großvezier erschien an der Spitze eines beträchtlichen Heeres, unterstützt von einer mehr als hundert Segel starken Flotte, vor Corinth, das sich schon am fünften Tage nach Eröffnung der Laufgräben ergab. Ganz Morea ward in einigen Monaten erobert, und zwar wie im Spiele. Man erkennt in dieser Kette von Unfällen weder die tapfern Vertheidiger Kandia's wieder, noch jene kühne Marine, die so oft die türkischen Flotten zerstört hatte. Officiere und Soldaten waren von gleichen Schrecken gelähmt, und die Regierung zeigte jetzt eben so wenig Thätigkeit und Kraftaufwand, als sie früher Vorsicht bewiesen hatte. Kandia war 25 Jahre hindurch vertheidigt worden, und Morea fiel in einigen Monaten; so schnell und so tief konnte ein Staat sinken, der sonst die Bewunderung der Welt war.

Die Türken belagerten Corfu; es wurde von dem berühmten Grafen Schulenburg auf eine bewunderungswürdige Weise vertheidigt und erhalten. Diese Belagerung macht Epoche in der Kriegsgeschichte, wohin denn auch die nähere Darstellung derselben gehört. Die dankbare Republik ließ dem Grafen in dem Platze ein Denkmal errichten, mit der Inschrift: Matthiae Johanni Comiti a Schullemburgio, summo terrestrium copiarum praefecto, christianae reipublicae in Corcyrae obsidione fortissimo assertori adhuc viventi Senatus Anno MDCCXVII. Nur die Republiken, sagt Voltaire, erweisen solche Ehren; die Könige geben blos Belohnungen. Schulenburg setzte den Kampf für die Republik mit gleichen Vortheilen fort, bis zum Passarowitzer Frieden (1718), in den Venedig fortgerissen von der Gewalt der größern Mächte,

namentlich Oesterreichs, trotz aller Gegenbemühungen einwilligen mußte. Es verlor Morea an die Pforte, und erhielt dafür als schwachen Ersatz die Insel Cerigo und einige befestigte Punkte an den Küsten Dalmatiens und Albaniens.

Hier endigt die Geschichte Venedigs, oder hier schließen sich wenigstens seine thätigen Berührungen mit der übrigen Welt; es hat von nun an weder Kriege zu bestehen, noch Friedensschlüsse zu unterzeichnen, noch überhaupt einen Willen auszudrücken. Abgesondert, mitten unter den übrigen Völkern, unerregbar in seiner Gleichgültigkeit, blind über seine Interessen, unempfindlich gegen Beleidigungen, opferte es alles dem einzigen Wunsche auf, den andern Staaten nicht zu mißfallen und einen ewigen Frieden zu bewahren.

Der Friede von Passarowitz war für Venedig ein entscheidender Wendepunkt. Die Besitzungen der Republik, die seitdem weder eine Eroberung machte, noch einen Verlust erlitt oder einen Tausch traf, waren um jene Zeit das ursprüngliche Dogat oder die Inseln und Ufer der Lagunen; auf dem italienischen Festlande die Provinzen Bergamo, Brescia, Crema, Verona, Vicenza, das Polesin von Rovigo und die trevisanische Mark, welche Feltre, Bellano und Cadore in sich begriff; im Norden des Golfes Friaul und Istrien; im Osten desselben das venetianische Dalmatien mit den dazu gehörigen Inseln; ein Theil Albaniens, das heißt, das Gebiet von Cattaro, Botrinto, Pariga, Prevesa, Vonizza; endlich im ionischen Meere die Inseln Corfu, Pexo, St. Maura, Cephalonien, Theake, Zante, Asso, die Strophaden, und Cerigo. Nach den 1722 gesammelten Berichten stieg die Be-

völkerung in dem gesammten Staatsgebiete auf 2,500,000 Seelen, die öffentliche Einnahme auf 6,000,000 Ducaten; den Ducaten ungefähr zu vier Franken 19 Centimen gerechnet, die Schuldenlast dagegen auf 28,000,000 Ducaten.

Eine Volksmasse, die sich auf einigen kleinen unbekannten Inseln angesiedelt hatte, konnte nur auf dem Wege des Handels zur Bedeutsamkeit gelangen. Venedig wollte aber daneben auch die Rolle des Eroberers spielen; und wenn diese doppelte Richtung höchst gefährlich war, und später verderblich wurde, so muß man doch auch eingestehen, daß die neuen Verhältnisse des Welthandels der Republik die Ausbreitung ihrer Herrschaft nothwendig machten, wollte sie anders nicht hinter der fortschreitenden Entwickelung der übrigen Staaten zurückbleiben. Zum nachhaltigen Erobern gehört eine ausreichende und sichere Bevölkerung: daran gebrach es Venedig. Noch größer war der Nachtheil, daß der ausschließende aristokratische Geist der Regierung einer natürlichen Verschmelzung der Gesinnungen und Interessen zwischen der Hauptstadt und ihren fernen auswärtigen Besitzungen schroff entgegen stand. Wo einzelne vorherrschende Familien die allgemeinen Angelegenheiten lenken, da finden die neuen Unterthanen weder die Vortheile, die sich ihnen unter dem Scepter eines Monarchen anbieten, noch jene Begünstigung der Adoptionen, welche die alten Republiken den einverleibten Fremden durch die Ertheilung des Bürgerrechtes zukommen ließen. Die Griechen, die Italiener, die Dalmatier waren nur insofern miteinander verbunden, als sie genöthigt waren 4 — 500 patrizische Familien als ihre gemeinschaftlichen Herren über sich

zu erkennen. Die innere Polizei unterhielt geflissentlich die Spannungen und Reibungen zwischen diesen gemischten Volkshaufen. Die Venetianer waren Gewerbleute, die Bewohner der benachbarten Provinzen Landbauer, die Dalmatier Soldaten, die Griechen Matrosen. Gewohnheit, Sprache, Bestimmung, Interesse entfremdete sie gegenseitig. Venedig verdankte sein Glück hauptsächlich dem Umstande, daß es sich früher als die übrigen Staaten einer regelmäßigen und festen Regierungsform erfreute, wiewohl eben dieselbe für die veränderten Bedürfnisse der Zeit zu sehr in Spröde, Härte und übelverstandene Zähigkeit ausartete. Dieser Wurm nagte bereits an der Blüthe, und griff später immer weiter um sich. Die mannichfaltigen und großen Vortheile der Hauptstadt waren ganz dazu geeignet, die Bewohner derselben mit ihrem Schicksale zufrieden zu stellen, und sie über den geheimen, selbst offenen Schaden des Staats zu blenden. Eine in ihrer Art einzige Lage, eine durchaus eigenthümliche Lebensweise, eine unwandelbare Ruhe, geschützt von einer wachsamen Polizei, die in allem, was sie nicht näher berührte, die Gleichgültigkeit bis zum Uebermaße trieb, eine Freiheit der Sitten, die dem Traumbilde der politischen Freiheit einen täuschenden Anstrich von Wahrheit gab; der Zufluß von Fremden, deren Gegenwart durch die Handelsverbindungen mit allen bekannten Ländern die reichsten Zinsen abwarf; die Menge von Werkstätten, die dem Gewerbfleiß und der Dürftigkeit offen standen, um die Bedürfnisse des Armen zu befriedigen, und die Genießlust des Reichen zu stacheln; das Gepränge des Ueberflusses, der Luxus der Künste, die Trophäen des Sieges, eine eben

so reich begründete als sparsame Verwaltung, die gebietenden Ernst durch scheinbar freisinnige Maximen mit kluger Berechnung milderte, die pomphaften Triumphzüge, Feste, wie sie allein Venedig zu geben verstand, dieses ganze Schauspiel von Größe, Reichthum und Freude belebte die thätigen geistigbegabten Einwohner und stimmte sie, im Vergleich mit andern Völkern zur neidlosen Zufriedenheit.

Zu den Ursachen, die Venedigs Fall herbeiführten, und die schon früher gelegentlich bezeichnet worden sind, kam abgesehen von dem drückenden Gewicht der türkischen Macht, auch noch das gewaltige Anwachsen des österreichischen Hauses. Man hat den Venetianern einen Vorwurf daraus machen wollen, daß sie sich nicht mit muthiger Entschiedenheit an die Spitze eines italienischen Staatenbundes stellten, sie ordneten sich offenbar dem Gange der politischen Ereignisse zu furchtsam und lauernd unter; ob aber ihre gesunkenen Kräfte zur glücklichen Ausführung jenes würdigen Unternehmens auf die Länge hingereicht haben würden, ist eine Frage die wohl verneint werden muß, wenn man die Lage der Dinge, und besonders die Stellung der großen dabei betheiligten Staaten schärfer ins Auge faßt. Italien bietet einer politischen Concentration bis auf den heutigen Tag, vielleicht noch größere Schwierigkeiten dar als unser zerstückeltes Deutschland. Daß aber Venedig aus dem Kampfe der Häuser Bourbon und Habsburg nicht einmal den Vortheil zog, seiner Neutralität durch nachdrückliche Maßregeln Ansehen zu verschaffen oder durch thätige Mitwirkung auf dieser oder jener Seite den Ausschlag zu geben, läßt sich auf keine Weise

entschuldigen; und wollte es schlechterdings ruhiger Zuschauer bleiben, so hätte es wenigstens den Frieden zur Widerherstellung seiner Macht benutzen sollen, indem es seine Truppen nach den Erfordernissen des neuen militairischen Zeitgeistes organisirte und dem Schatze des Staats aufzuhelfen suchte; nur unter dieser Bedingung konnte es bei den öffentlichen Verhandlungen, zu denen seine Bevollmächtigten kaum noch zugelassen wurden, mit angemessenem Nachdruck auftreten. Die gegenwärtige Friedensliebe der Venetianer würde einen ganz anderen und höheren Werth haben, hätte nicht aus ihr die Begierde nach Reichthum so deutlich hervorgeblickt und wäre der Abscheu vor dem Kriege etwas mehr gewesen als Furcht vor der Unterbrechung einer blinden Gemächlichkeit und reichlicher Genüsse. Anstatt durch Aufopferung, Kraftaufwand, Nationalgeist der Größe ihrer Bestimmung nachzukommen, stieg die Republik mit demüthiger Entsagung von ihrem kühnen Range herab und baute ihre Sicherheit auf die Eifersucht der großen Mächte und einige durchlöcherte Grundsätze des Völkerrechts. Nach außen leistete die diplomatische Thätigkeit, wie im Innern die Wachsamkeit der Polizei, ersprießliche Dienste genug, so daß die Regierung den Ruf ihrer Weisheit und den Glanz eines unerschütterlichen Ansehens scheinbar fortbehauptete. Diesen Wahn, welchen sie bei den Fremden zu unterhalten strebte, theilte sie unglücklicherweise selbst. Schon die finanziellen Verlegenheiten konnten ihr die Augen öffnen, da sie sich mit der Zahlung der Interessen der Staatsschuld, die ohnehin bis auf zwei Procent gesunken waren, in einem Rückstande von fünf, sechs, sieben Jahren befand.

Der neuerlich mit den Türken abgeschlossene Friedensvertrag hatte langwierige Erörterungen zur Folge, in welche die Pforte ausstudirte Schwierigkeiten und hochfahrende Drohungen mischte und die Geduld der Venetianer auf eine harte Probe stellte. Sebastian Moncenigo, der sich schon im vorhergehenden Kriege dem Vaterlande rühmlich empfohlen hatte, war so glücklich, die streitige Gränzbestimmung aufs Reine zu bringen. Die dankbare Republik belohnte ihn nach dem Tode Cornaro's (1722) mit der herzoglichen Würde. Die Besorgnisse welche die Rüstungen der Türken erregten, waren so lebhaft, daß die venetianische Regierung die Inseln des ionischen Meeres, namentlich Cerigo, Zante, Cephalonia, St. Maura und Corfu befestigen ließ und den Grafen Schulenburg, dessen Namen den Türken Achtung gebot, fortwährend in ihrem Dienste behielt; er entwarf den Plan zu verschiedenen neuen Festungswerken. Die Kosten derselben wurden durch ein Anlehen von 300,000 Ducaten und durch eine Taxe gedeckt, welche die fremden Juden erlegen mußten, die sich in Venedig niederlassen wollten.

Im Jahre 1724 näherte sich der König von Spanien Philipp V., zürnend über die Zurückschikkung der mit Ludwig XV. verlobten Infantin, dem österreichischen Hofe. Toskana und Parma wurden bei dem nahe bevorstehenden Tode des Großherzogs Johann Gaston Medicis und Anton Farnese's, die beide keine männlichen Erben zurückließen, Don Karlos dem Sohne Philipps V. aus seiner zweiten Ehe zugesichert. Oesterreich besaß in Italien Neapel und Mailand, Spanien sollte, wie gesagt, Toskana und Parma erhalten. Das

Einverständniß dieser Mächte, welches in dem Bündniß mit Rußland eine neue Stütze fand, schien so gefährlich, daß Frankreich, England, Preußen und Holland sich dagegen durch einen Freundschaftsvertrag zu sichern suchten. Venedig, dessen Beitritt die entgegengesetzten Parteien lebhaft nachsuchten, vermied streng jede nähere Erklärung. Der Nachtheil dieser zaghaften und verkehrten Politik blieb nicht aus, denn bald darauf erhob der Kaiser Karl VI. nach seinem Siege über die Türken Triest zu einem Seeplatz, unbekümmert um die Gegenvorstellungen der Venetianer, die jetzt schon nicht mehr wagten, ihr angebliches Herrenrecht auf den Golf laut und entschieden in Anspruch zu nehmen. Oesterreich hatte Triest nicht nur zu einem Verbindungspunkt mit seinen entfernten italienischen Besitzungen ausersehen, sondern es wollte auch zugleich den ausschweifenden Handelsplackereien der Republik ein Ziel setzen.

Der Tod des Herzogs von Parma, Anton Farnese (den 20. Januar 1731) bestimmte den Infanten Don Karlos, mit seinen Ansprüchen auf dieses erledigte Land unverzüglich hervorzutreten. Der Kaiser wünschte sein Versprechen zu umgehen, und da die verwittwete Herzogin von Parma sich für schwanger ausgab, und der Infant das ihm verheißene Herzogthum nur in Ermangelung eines gültigen Erben erhalten konnte, so verweigerte ihm Karl VI. die Belehnung und besetzte Parma durch seine Truppen. Spanien hatte sich unterdessen durch einen zu Sevilla geschlossenen Vergleich mit Frankreich ausgesöhnt. Die letztere Macht wollte den Kaiser zwingen, Stanislaus Leszinsky, den Schwiegervater Lud-

wigs XV. wieder den polnischen Thron besteigen zu lassen. Die Schwangerschaft der verwittweten Herzogin von Parma war eine bloße Erfindung; der Kaiser mußte, bedroht von Frankreich, England und Holland seine Truppen aus dem Herzogthume zurückziehen, und Don Karlos nahm an der Spitze von 6000 Spaniern Besitz von demselben. Der Krieg schien unvermeidlich, denn der Infant nannte sich nicht nur Herzog von Parma, sondern auch Generalissimus des spanischen Heeres in Italien. Der Kaiser sammelte Streitkräfte in Tyrol und ließ sie gegen das Mailändische vordringen; andere Heeresmassen brachen aus Unteritalien durch den Kirchenstaat ebenfalls gegen jene Provinz auf. Frankreich sagte Spanien seine Hülfe für die Vertreibung der Deutschen aus der Halbinsel zu; und der Herzog von Savoyen, Victor Amadeus, schloß in einer und derselben Zeit mit den streitenden Parteien zwei gleich treulose Verträge ab. Die Gesandten des französischen und österreichischen Hofes drangen bei der Republik vergeblich auf eine Erklärung; sie verwahrte sich sorgfältig gegen die freundschaftlichsten Versicherungen und verführerischen Anerbietungen der einen und der andern Macht, bekannte sich wiederum zu dem Grundsatze einer strengen Neutralität, und forderte aus diesem Grunde die Unverletzlichkeit ihres Gebiets. Sie schmeichelte sich, ihren friedlichen Gesinnungen einen höhern Nachdruck zu geben durch die von Dalmatien und den ionischen Inseln herbeigezogenen Truppenmassen; sie hob zu dem Ende auch Milizen in den Provinzen des Festlandes aus, und errichtete einen militairischen Cordon an den Gränzen der Herzogthümer Mantua und Mailand.

Unter diesen Bewegungen war der Doge Sebastian Moncenigo gestorben; er wurde von Karl Ruzzini ersetzt, der den Frieden von Carlowitz und Passarowitz unterzeichnet hatte.

Die Feindseligkeiten zwischen Oesterreich von der einen und zwischen Frankreich, Spanien und Turin von der andern Seite fingen 1733 an. Die Venetianer beharrten in ihrer Neutralität, die schwer zu behaupten und noch schwerer in Achtung zu setzen war. Der Herzog von Savoyen, bald darauf König von Sardinien, warf sich in den Strom der Ereignisse, wie es sein Vortheil wollte. Das erste Unternehmen der Verbündeten war die Besitznahme des Mailändischen. Die Franzosen rückten unter dem Herzog d'Harcourt nach Lodi und Cremona, während der König von Sardinien theils durch freiwillige Unterwerfungen, theils durch gegeheime Einverständnisse, theils durch offene Gewalt der Waffen binnen zwei Monaten das Mailändische eroberte. Mantua wurde, wie nachher fast immer, der Sitz und Widerstandspunkt für die österreichischen Streitkräfte. Von der Sesia bis zum Oglio war alles in den Händen der Verbündeten. Um diese Verluste zu ersetzen, lieferten die Kaiserlichen hintereinander drei erfolglose Schlachten, bei Parma, Quistello, Guastella; umsonst schrieben sie sich in der letzten den Sieg zu. 30,000 Spanier entrissen ihnen unterdessen das Königreich Neapel. Der sicilianische Adel rief Don Karlos herbei, der, anerkannt von Neapel, in Palermo einen Triumpheinzug hielt. Oesterreich hatte in Tyrol frische Truppen gesammelt; der Marschall von Noailles kündigte dem Senat, in der Absicht, das Vordringen der Kaiserlichen zu

hemmen, die nahe Ankunft seiner Truppen auf venetianischem Boden an. Maillebois faßte wirklich bei Castelnuovo Fuß, Lautrec bei Gassolongo, Noailles besetzte das Veronesische, die Spanier standen an der Unteretsch, die Piemonteser bei Salo und in der Provinz Brescia. Um diesen verschiedenen Heerhaufen auszuweichen, marschirten die Oesterreicher durch das dem Meere nähergelegene Gebiet von Bassano, Vicenza und Padua. Dergestalt sah die Republik sämmtliche Feinde in ihren Provinzen, und mußte nicht nur für ihren Unterhalt sorgen, sondern auch die von einem solchen Stande der Dinge unzertrennlichen Beschimpfungen und Verwüstungen ertragen. Sie stand eben auf dem Punkte, die bisherige Neutralität zu brechen, und die Partei der Sieger zu ergreifen, als die Entscheidung der Dinge ihr auch diesen Schritt nicht mehr erlaubte. Das Haus Bourbon war im Besitze des Mailändischen, des Parmesanischen, von Neapel, ingleichen von Sicilien und konnte auch auf die Behauptung von Toskana rechnen. Diese fortschreitende Machtentwickelung erregte zum Glück für Venedig die Eifersucht Englands und Hollands; beide Staaten waren bereit, dagegen ihre Vermittelung aufzubieten. Der Cardinal Fleury, erster französischer Minister, kam im rechten Augenblick dieser Einmischung durch einen Separatfrieden zuvor, der den allgemeinen Frieden zur Folge hatte. Die Verbündeten Frankreichs erhielten nicht alle die Vortheile, welche sie sich versprochen hatten, aber Europa gelangte zur Ruhe und das Schicksal Italiens wurde festgestellt. Zwischen Frankreich und Oesterreich hörten die Feindseligkeiten mit dem Ende des Jahres 1735 auf.

Man hatte sich dahin vereinigt, daß der Kaiser die Herzogthümer Parma und Piacenza bekommen und in den Wiederbesitz Mailands treten sollte, mit Ausnahme der Provinzen Tortona und Novarra, und einiger Lehen, die dem Könige von Sardinien bestimmt waren; und daß Spanien für Parma und Toskana die Königreiche Neapel und Sicilien behalten sollte. Es war noch über Toscana zu verfügen; Frankreich wollte es dem König Stanislaus Lescinsky zuwenden, um ihn einigermaßen für den Verlust des polnischen Thrones zu entschädigen. Man kam endlich dahin überein, diesem Fürsten die Herzogthümer Lothringen und Bar zu überlassen, die bisher Franz von Lothringen, der Schwiegersohn des Kaisers, besessen hatte und wofür derselbe das Großherzogthum Toskana eintauschen sollte. Der abgeschlossene Vertrag besagte endlich den Rückfall Lothringens an Frankreich nach dem Tode des Königs Stanislaus. Diese Anordnung unterhielt in Italien eine Art von Gleichgewicht und war so günstig als es die Umstände erlaubten.

Im Januar 1735 starb der Doge Karl Ruzzini; sein Nachfolger war Ludwig Pisani.

Der Kaiser suchte die Verluste vom vorigen Kriege her durch ein mit Rußland gegen die Türken eingegangenes Bündniß auszugleichen. Dreimal forderte er die Venetianer angelegentlich zur Theilnahme auf; sie hatten den furchtbaren Feind genugsam kennen gelernt, und, getäuscht von Oesterreich, wußten sie, was von dieser Macht selbst im Falle des Sieges zu erwarten stand. Sie blieben ihrer Neutralität getreu und durften sich bei dem schlechten Fortgange des Krieges zu der gewählten Rolle Glück wünschen. Sie beschäftigten sich wäh=

rend dieser Zeit hauptsächlich mit der Vertheidigung gegen die Barbaresken und mit der Aufrechthaltung friedlicher Verhältnisse zwischen den Unterthanen der Pforte und ihren eigenen, da jedem Ausbruch der Uneinigkeit von Seiten der Türken übermüthige Demonstrationen zu folgen pflegten, die sich nicht anders als durch schwere Entschädigungen niederschlagen ließen.

Seitdem der Kaiser Triest und der Papst Ankona für einen Freihafen erklärt hatte, mußte auch Venedig die Bande des Handels lüften, oder es setzte sich der Gefahr aus, seinen Verkehr mit dem Auslande höchst empfindlich zu schwächen. Schon früher waren zu diesem Behufe verschiedene Vorkehrungen getroffen, sie hatten sich aber sämmtlich unwirksam erwiesen. Gezwungen von dem Gebote der Nothwendigkeit, erklärte die Regierung 1736 Venedig für einen Freihafen, jedoch nicht in der vollen Bedeutung des Worts, sondern mit Einschränkungen, wie sie das öffentliche Wohl zu fordern schien. Mehrere Jahre nacheinander (1739 — 40) wandten die Venetianer ihre Thätigkeit vorzüglich auf die Wiederbelebung und Erhaltung ihres Handels, und auf fruchtlose Schritte bei den Höfen von Wien und Versailles, um Ersatz für die erlittenen Kriegsschäden oder wenigstens Vergütung der geleisteten Lieferungen zu erhalten. Im Jahre 1741 war abermals ein Bruch mit der Pforte zu befürchten; Venedig konnte ihn nur durch eine Summe von 160,000 Zechinen abwenden, die es als angebliche Schuldloshaltung zahlen mußte. In diesem Jahre machte der Tod des Dogen Ludwig Pisani Platz für Peter Grimani.

In dem Kriege, den die Verlassenschaft des

Kaisers Karl VI. herbeiführte, griff Venedig wiederum zum Systeme der Neutralität; sein Gebiet wurde darum nicht weniger von den kämpfenden Parteien heimgesucht und verwüstet; österreichische und englische Kriegsschiffe bedeckten den Golf und trotzten offen den wirklichen und angemaßten Rechten der Republik, die sich aber durch alle diese Kränkungen nicht aus ihrer leidenden Fassung bringen ließ. Der Aachner Frieden (1748) setzte den Zustand Italiens für ein halbes Jahrhundert fest. Zwischen Oesterreich und Venedig hatten schon seit längerer Zeit Zwistigkeiten über das Patriarchat von Aquileja obgewaltet. Es erstreckte nämlich seine Gerichtsbarkeit nicht nur über das venetianische, sondern auch über das österreichische Friaul. Der zum Schiedsrichter aufgerufene Papst Benedikt XIV. erklärte sich nach Grundsätzen der Vernunft und Billigkeit; Venedig, das sich erst nicht fügen wollte, mußte es später dennoch geschehen lassen, daß das Patriarchat von Aquileja in zwei Erzbisthümer getheilt wurde; der Sitz des einen war Udine, des andern Görz; jenes befaßte den venetianischen, dieses den österreichischen Antheil unter sich.

Der Krieg, den Frankreich und England von 1756 bis 1759 wegen der Gränzen Kanada's führten, und in den sich auch Spanien und Portugal mischte, kostete den Spaniern Florida und den Franzosen fast alle ihre Niederlassungen in Westindien und Kanada, außerdem noch 50 Linienschiffe. Es schien, als wollte Venedig fortwährend die Kraft der politischen Trägheit beweisen, denn auch bei diesem Kampfe blieb es neutral. Dasselbe Verhalten beobachtete es während des sie-

benjährigen Krieges (1756—1763) und bei dem Kampfe zwischen Genua und Corsika; auch der Krieg der vereinigten nordamerikanischen Staaten die in ihrem Widerstande gegen den Handelsdespotismus der Engländer von Frankreich und Spanien unterstützt wurden, konnte Venedig nicht aus seiner politischen Apathie reißen. Vergeblich boten die verbündeten Russen und Oesterreicher jede ersinnliche Lockung auf, um die Venetianer zur Theilnahme an dem Kampfe mit der Pforte zu bewegen; sie schlugen alle Anerbietungen hartnäckig aus, und behaupteten unerschütterlich ihre Neutralität, diesmal nicht ohne triftige Gründe. Diese Unthätigkeit warf in der öffentlichen Meinung einen so tiefen Schatten auf ihre Macht, daß der Graf Orlov, als er (1775) in Venedig Waffen und Munition aufkaufte und Matrosen aushob, dem Senate der ihn entfernen wollte, zur Antwort gab, er empfange nur Befehle von seiner Kaiserinn und werde abreisen, wann es ihm beliebe.

Werfen wir jetzt noch einen flüchtigen Blick auf die innern Verhältnisse der Republik. Während der zehnjährigen Regierung des Dogen Franz Loredan, der 1752 Peter Grimani gefolgt war, überließ sich Venedig ungestört seiner Handelsthätigkeit. Im Jahre 1763 nahm nach Loredans Tode Markus Foskarini den herzoglichen Stuhl ein; da es ihm an Gelegenheit fehlte, seinen Namen zu verewigen, so weihte er dem literarischen Ruhme seines Vaterlandes ein öffentliches Denkmal; er selbst galt für einen der gelehrtesten Schriftsteller seiner Zeit. Er überlebte den Antritt seiner Regierung nur zehn Monate und hatte (1763) Aloys Moncenigo zum Nachfolger. Man sieht wie un-

fruchtbar die Geschichte Venedigs in diesem Zeitraume ist. Der Kampf, den die Republik einige Jahre gegen die Raubstaaten Algier, Tunis, Tripoli fortsetzte, und von Zeit zu Zeit durch fruchtlose Verträge (1764—65) und schimpfliche Tribute unterbrach, ist das letzte politische Ereigniß von einiger Bedeutung.

Dem Dogen Aloys Moncenigo folgte 1779 Paul Reniero, einer der eifrigsten Sprecher gegen die willkürliche Gewalt des Decemvirats, außerdem ein Mann von großer Gelehrsamkeit und erprobter Erfahrung in den Weltgeschäften. Er gehörte zu der Partei, die den übermäßigen Einfluß der großen Familien einschränken wollte; seine Erhebung zur herzoglichen Würde beweist, daß zwischen denen, die für das Interesse des Volkes und jenen, die für die Vorrechte der Patrizier kämpften, bereits ein gewisses Gleichgewicht eingetreten war.

Auf Paul Reniero folgte 1788 Ludwig Manini als Doge; der Verfall der Republik wurde immer sichtbarer, aber noch kündigte nichts die nah bevorstehende Auflösung des Staates an. Im ersten Jahre seiner Regierung brach in einem der volkreichsten Stadtquartiere eine so furchtbare Feuersbrunst aus, wie seit Menschengedenken noch nicht stattgefunden hatte; sie war in einem Magazin entstanden, wo unermeßliche Vorräthe von Oel aufgehäuft lagen. Die Bevölkerung war in einem Zeitraume von 70 Jahren auf 3,000,000 Seelen angewachsen; um 1769 betrug die Zahl der Einwohner in Venedig 149,426. Die Bedingungen, unter denen die Plebejer zur Adelswürde gelangen konnten, wurden immer mehr ermäßigt. Die Seemacht der Republik bestand in 8—10 Linienschiffen, einigen Fregatten

und vier Galeeren, und etwa in 20 Fahrzeugen, an denen noch gebaut wurde, die aber wie es schien, nie fertig werden sollten. Das wenig geachtete und schlecht besoldete Landheer zählte gegen 7000 Italiener und 5—6000 Sklavonen. Unter den Namen von Italienern waren mit Ausnahme der Spanier, die nicht zum Dienst zugelassen wurden, Soldaten aus den verschiedensten Gegenden begriffen. 25 Capitaine, Einwohner des festen Landes, stellten Reiter, jeder Einzelne beim ersten Aufgebot 100 Mann. Das Heer war noch weit schlimmer als die Marine hinter den Fortschritten der Zeit zurückgeblieben. Man glaubte im Falle der Noth 100,000 Milizen aufbringen zu können. Die Abgaben brachten durch den glücklichen Fortgang des Ackerbaues und die Kunstgriffe der Staatswirthschaft seit dem Passarowitzer Frieden fast das Doppelte ein, denn sie betrugen am Ende des Jahrhunderts 11,600,000 Ducaten. In demselben Verhältniß hatte sich aber auch die Staatsschuld vermehrt und zwar bis auf 44 Millionen Ducaten. Unter den verschiedenen Zweigen der öffentlichen Gewalt wuchs die Spannung zusehends; der Rath der Zehn war mehrere Jahre hindurch den heftigsten Kämpfen ausgesetzt; lauter Symptome die auf eine nahe Revolution hindeuteten. Der Senat selbst stand gegen die Geistlichkeit auf, die nicht weniger als 4,274,460 Ducaten Einkünfte bezog. Das Sittenverderbniß vollendete das traurige Gemälde des Ganzen; es war der Vorbote der Dinge, die da kommen sollten.

Zehnte Periode.

Von dem Verfall der Republik bis zu ihrer Auflösung. 1789 — 1798.

Venedig, welches siebenzig Jahre der Ruhe durch lethargische Schwäche erkauft hatte, suchte beim Ausbruche der französischen Revolution die Folgen dieser großen welthistorischen Begebenheit vorauszusehen, um unter dem Schutze der Partei, die zuletzt Sieger bleiben würde, sein sieches politisches Leben noch weiter fortzuschleppen. So sehr es auch äußerlich die Rolle der vollkommensten Neutralität spielte, so verrieth es dennoch seine wahre Gesinnung durch die mannichfaltigen Beweise von Vorliebe für die alte Ordnung der Dinge. Eine Regierung, wie die französische, die den Grundsatz einer absoluten Freiheit und Volkssouverainetät aufstellte, mußte natürlich der adelichen Aristokratie verhaßt und gefährlich scheinen, welche den empörendsten Despotismus ausübte, und seit Jahrhunderten nur durch Späher, Angeber und die Winkelzüge der Politik kümmerlich fortbestand. Der Congreß von Pillnitz, vermöge dessen die vereinigten Mächte schon im Voraus das Loos über Frankreich geworfen hatten, und der die Eroberung

Frankreichs gleichsam auf dem Wege der Subscription ausbot, riß Europa in einen blutigen Krieg. Die Venetianer leugneten zwar jedwede Theilnahme an diesem Kampfe ab, und erklärten von neuem ihre unveränderliche Neutralität, ließen aber doch ihre Neigung für die Feinde Frankreichs und für denjenigen Theil der französischen Nation durchblicken, der im Gefolge des österreichischen und preußischen Heeres ins Vaterland zurückzukehren brannte.

Die französische Regierung hatte so eben eine Veränderung erlitten. Der König war entthront und sein Gesandter in Venedig abgewiesen worden. Die Republik ersetzte denselben durch einen neuen Geschäftsträger. Der venetianische Senat, der seine wahren Gesinnungen unausweichlich erklären mußte, weigerte sich, denselben anzuerkennen. Beschimpfungen der dreifarbigen Flagge verstärkten das Rachegefühl der Franzosen. Diese sahen damals die verbündeten Heere gegen ihre Hauptstadt heranrücken und den Bürgerkrieg ihre Provinzen zerrütten; sie mußten die Genugthuung für so offene Feindseligkeiten von glücklichern Tagen erwarten. Als die Schlacht von Jemappes und die Besiegung Savoyens über die Befreiung des französischen Bodens entschieden hatten (1792), bequemte sich die venetianische Regierung, erschrocken über die gebietende Stellung des kriegerischen Frankreichs, den Gesandten der neuen Republik anzuerkennen. Ludwig XVI. starb unter den Händen der revolutionairen Blutmenschen; einige Monate früher hätte Venedig durch ein geraderes Betragen die Schmach vermieden, einen solchen Augenblick für ein solches Zugeständniß zu wählen. Die Unfälle Frankreichs im Jahre 1793

wandelten noch einmal die venetianische Politik um, und die verweigerte Annahme des französischen Geschäftsführers folgte schnell dem frühern Versprechen, ihn zuzulassen. Diese Streitigkeiten und Erörterungen zogen sich in die Länge; während dieser Zeit ließen es die Staatsinquisitoren nicht an Verfolgung der Franzosen und derjenigen Italiener fehlen, die im Verdacht standen, die politischen Meinungen der Freiheitsmänner zu theilen. Die Wohnung des französischen Consuls in Zante wurde von den Volksaufwieglern verbrannt, und in Venedig selbst der junge, jetzt so berühmte, Girodet, von den Sbirren beim Zeichnen einer Ansicht aufgegriffen, geknebelt, und mit Beschimpfungen überhäuft *).

Die Schlacht von Fleurus gab den französischen Waffen ihre Ueberlegenheit zurück. Man bereute es jetzt in Venedig, den Gesandten der neuen Republik nicht angenommen zu haben, und verstand sich, fortgerissen vom Drange der Umstände, zu Schritten der Annäherung. Frankreich anwortete mit Würde; der Gesandte desselben wurde in Venedig zugelassen, umgeben von den Feinden seines Volkes, die hier Zuflucht oder einen Heerd für ihre Umtriebe fanden. Die mannichfaltigen Erfolge der jungen Republik, welche laut ankündigte, nächstens ihre Truppen in Italien einfallen zu lassen, gaben derselben beim venetianischen Senate ein größeres Gewicht; der letztere lernte Klugheit von dem Gange der Ereignisse, und schickte

*) Als ihn einer dieser Schergen fragte, ob man in Frankreich noch Feste feiere, antwortete der Künstler mit patriotischer Geistesgegenwart: „Mehr als je; das Fest des Sieges kehrt alle Monate zurück.“

schleunig Aloys Querini in der Eigenschaft eines Gesandten nach Paris. Er erschien den 30. Julius 1795 vor dem Nationalconvent, und sprach eine Rede, die folgendermaßen anfing: Bürger=Repräsentanten, der Bürger einer Republik, deren Freiheit vor mehr als elf Jahrhunderten gleich bei ihrem Ursprunge auf den Abscheu vor dem Joche der Barbaren und auf den bescheidenen Wunsch eines ruhigen Lebens gegründet wurde, hat viele Beweggründe, tief durchdrungen zu seyn von dem Zutrauen, womit ihn sein Vaterland beehrt, indem es von ihm bei einer Republik vertreten seyn will, deren Heldenthaten und Siege seit ihrem ersten Jahre die Blicke der Welt auf sich gezogen und gefesselt haben." Die Schlacht bei Loano und die Vorbereitungen der Franzosen über den Po zu gehen, trugen wesentlich bei, den venetianischen Senat gegen die französische Republik noch geschmeidiger zu machen. Der Graf von Provence, der nach dem Tode seines Bruders den Titel eines Königs von Frankreich angenommen und der einen englischen Minister um sich hatte, empfing vom venetianischen Senat die Einladung, Venedig zu verlassen, und zwar auf Begehren desselben Frankreichs, welches von jeher die Zuflucht unglücklicher Könige gewesen war. „Ich werde abreisen, sagte der Verbannte, aber ich verlange daß man mir das goldne Buch überreicht, um in demselben den Namen meiner Familie auszustreichen." Die Abreise des Prinzen traf mit den erneuerten Feindseligkeiten an den Alpen gleichzeitig zusammen. Der Oberbefehl war dem General Bonaparte anvertraut worden, der bei seinem Abgange zum Heere erklärt hatte: „In drei Monaten werde ich in Mailand oder in Paris seyn." Einen

Monat später, nachdem die Franzosen, Sieger in den Schlachten von Montenotte, Millesimo, Mondovi und Lodi, die Oesterreicher gezwungen hatten, das Mailändische zu räumen, drangen sie bis in das venetianische Gebiet vor. Der Obergeneral zog mit seinen Truppen den ersten Junius in Verona ein, und erwiederte die Klagen des venetianischen Provveditore blos mit der zornigen Beschwerde über die Vorliebe des Senats für die Oesterreicher und über dessen feindselige Stimmung. Man betrieb wirklich in Venedig seit einigen Tagen die Bewaffnung insgeheim, und verordnete das Ausheben von Mannschaft in Istrien, Dalmatien und Albanien. Man verdoppelte die Thätigkeit auch innerhalb des Zeughauses und eine offene Kasse, bestimmt zur Aufnahme patriotischer Geschenke, enthielt bereits 1,300,000 Ducaten. Die Staatsinquisition ließ kein Mittel unversucht, um die Bewohner von Bergamo aufzuwiegeln; sie bewaffnete zugleich den Pöbel und die Sklavonen. Während Venedig diese geheimnißvollen Maßregeln nahm, waren die Franzosen bis Trient vorgedrungen; sie besetzten die Festung Fuentes in den Alpen, so wie die Feste Urbino auf der Gränze des Kirchenstaates, Ferrara am Po, Bologna in der Romagna, Ancona an der adriatischen Küste, Livorno am toscanischen Meere. Sie zwangen den König von Neapel zu unterhandeln, nöthigten den Papst einen Waffenstillstand nachzusuchen, und am Ende des Junius blieb den Oesterreichern im ganzen Italien nichts weiter übrig als Mantua. Unter diesen Umständen trug die französische Regierung den Venetianern ein Bündniß an, diese schlugen es aus, in der Meinung, daß Frankreichs Waffenglück nur ein vorübergehender Schimmer sey. Der österreichische Feld-

marschall Wurmser erschien bald darauf mit einem Heere in Italien. Er kam die Tyroler Alpen herab, drang am linken Ufer des Mincio in die Lombardei ein, und warf zwei französische Divisionen in der Nähe des Gardasees und im Etschthale über den Haufen. Bei dieser Nachricht brach in Venedig die lebhafteste Freude aus. Die Franzosen wurden an öffentlichen Orten beschimpft, und die Patrizier forderten in allem Ernst die Köpfe derselben von den zahlreich bewaffneten Sklavonen. Die Schlacht von Castiglione, die Wurmser zum Rückzuge zwang, stillte keineswegs die Gährung der Gemüther, welche die Regierung geflissentlich beförderte. Täglich kamen frische Rekruten über die mit Kriegsschiffen bedeckten Lagunen herbei. Man setzte den Dringlichkeiten des französischen Gesandten blos die Betheurungen von Neutralität und Rechtlichkeit entgegen. Die Republik Venedig konnte es sich aber nicht versagen, unter dem Vorwande der Neutralität Partei zu nehmen. Frankreich trieb die Mäßigung so weit, daß es den Venetianern nochmals ein Bündniß vorschlug. Der Senat, welcher eine gewaltige Furcht vor den österreichischen Heeren heuchelte, die so eben neuerdings vor den Franzosen zerstoben waren, schloß durch die förmlichste Weigerung jeden Weg zu einer Verbindung zwischen den beiden Republiken. Das Glück blieb übrigens den französischen Fahnen treu, und nach dem Siege von Arcole ließ der Oberbefehlshaber bei seiner Rückkehr nach Mailand, um die Venetianer einzuschüchtern, die Worte fallen: Wenn ihr mich nicht hättet Mangel an Geld leiden lassen — so sagte er den Mailändern — und wenn meine Soldaten nicht von Schuhen entblößt gewesen wären, so würde ich das österreichische Heer vernichtet

haben. Ich hätte auch den Löwen aus seinem Lager aufgejagt, nachdem ich dem Adler die Flügel abgeschlagen hatte.“

Die Schlacht von Rivoli entschied über den Feldzug von 1797. Mantua capitulirte den 2. Februar, und das ganze Festland wurde von den Franzosen besetzt. Die französische Regierung glaubte jetzt laut ihre Beweggründe zur Feindschaft mit Venedig erklären zu müssen. Man las in den öffentlichen Blättern drohende Manifeste, in denen man besonders Stellen bemerkte wie diese: „Die Venetianer setzen ihre geheimen Bewaffnungen fort, sie veranstalten Truppenaushebungen, die sich im günstigen Augenblicke vereinigen werden. Die venetianische Regierung schmeichelt sich mit dem Gedanken, den Franzosen diese Vorbereitungen verbergen zu können, weil die Verbindung zwischen Venedig und dem festen Lande schwach, und alles der strengsten Untersuchung unterworfen ist; aber alle diese Vorsichtsmaßregeln sind unnütz, die Franzosen haben überall Einverständnisse und Freunde. Zu allen Zeiten haben die adeligen und reichen Eigenthümer auf dem Festlande die venetianische Tyrannei mit Ungeduld ertragen, die Schwäche der venetianischen Regierung ist jetzt selbst ihren eigenen Unterthanen bekannt. Ihre einzige Kraft bestand in der Meinung, und die Meinung hat sich geändert. Was auch geschehen mag, diese Schreckensregierung ist ihrem Sturze nahe.“ Der glorreiche Uebergang des Tagliamento und die Niederlage des Heeres unter der Anführung des Erzherzogs Karl gaben diesen Worten ein neues Gewicht. Das Ungewitter zog sich murrend über dem Haupte Venedigs zusammen. Bergamo und Brescia waren

zu Gunsten der neuen Ideen aufgestanden. Beunruhigt von allen diesen Umständen, suchte der Senat Unterhandlungen mit dem Directorium anzuknüpfen, und sandte zwei seiner Mitglieder an den Obergeneral. Der Letztere, von den Ereignissen nicht hinlänglich unterrichtet, ging auf den Versuch einer Versöhnung ein, und verlangte, daß sich Venedig offen für Frankreich erklären und unter der Form eines Darlehens monatlich, so lange der Krieg dauern würde, eine Million Subsidien zahlen solle. Als die Abgeordneten sich hitzig gegen diese Forderung auflehnten, nahm Bonaparte den Procurator Pesaro beim Arme, indem er hinzusetzte: „von jetzt an giebt es keinen Mittelweg mehr; greift ihr zu den Waffen, so ist entweder die Republik Venedig oder das italienische Heer verloren. Denkt also nicht über den Entschluß nach, den ihr zu wählen habt, stellt den kranken Löwen von St. Markus nicht dem Glücke eines Heeres blos, das in seinen Depots, und unter seinen Verwundeten Leute, findet, um mit ihnen die Lagunen zu überschreiten." Einige Tage nachher empörten sich Salo und Crema gegen die venetianische Regierung. Von der andern Seite brach die Ueberspannung, welche die Staatsinquisition in ihren Provinzen genährt hatte, auf mehreren Punkten mit Heftigkeit aus, und führte zu Feindseligkeiten gegen die französischen Soldaten. Jetzt urtheilte der Obergeneral, daß die Zeit gekommen sey, wo man die durchgreifenden Formen einer militairischen Gewalt an die Stelle der diplomatischen Langsamkeit setzen müsse. Er sandte einen seiner Adjutanten nach Venedig, der im versammelten Rathe laut den folgenden Brief vorlas: „Das ganze Festland der erlauchten Re-

publik ist in den Waffen; von allen Seiten rufen die Bauern, die ihr bewaffnet und aufgewiegelt habt: Tod den Franzosen! Mehrere hundert Soldaten des italienischen Heeres sind schon als Opfer gefallen. Umsonst entwaffnet ihr Haufen, die ihr selbst gebildet habt. Glaubt ihr, daß ich in dem Augenblicke, wo ich im Herzen Deutschlands bin, nicht vermag, dem ersten Volke der Welt Achtung zu verschaffen? Glaubt ihr, daß die italienischen Legionen die Metzeleien dulden werden, die ihr hervorruft? Das Blut ihrer Waffenbrüder wird gerächt werden. Es giebt kein französisches Bataillon, das im Auftrage dieser edlen Sendung, seinen Muth nicht verdoppelt, und seine Kraft nicht verdreifacht fühlt. Der venetianische Senat hat durch die schwärzeste Treulosigkeit unser großmüthiges Verfahren erwidert. Wenn ihr nicht eilt, die *zusammengerafften* Haufen aufzulösen, und *mir* die Urheber des Meuchelmordes zu bezeichnen, so ist der Krieg erklärt. Der Türke steht nicht an euren Gränzen, kein Feind bedroht euch, und dennoch habt ihr mit durchdachter Absichtlichkeit Vorwände hervorgesucht, um unserm Heere eure Zusammenrottungen entgegen zu setzen. Sie werden binnen 24 Stunden zerstreut seyn. Wir leben nicht mehr in der Zeit Karls VIII. Wenn ihr mich zum Kriege nöthigt, so glaubt nicht, daß die Franzosen nach dem Beispiele der von euch bewaffneten Meuchelmörder, die Felder der unschuldigen und unglücklichen Bewohner des Festlandes verwüsten. Ich werde sie beschützen, und sie werden einst den Tag segnen, ohne Rücksicht auf die Verbrechen, welche das französische Heer gezwungen haben, sie dem Joche ihrer tyrannischen Regierung zu entzie-

hen." Der Senat sandte schnell neue Abgeordnete an den Obergeneral, und wartete ängstlich auf die Folgen dieses Schrittes. Sie fanden ihn in der Stimmung, Venedig Gesetze vorzuschreiben und alle die drückenden Beleidigungen zu rächen, die über Frankreich ergangen waren. Er bestand insonderheit auf der verlangten allgemeinen Entwaffnung. Der Senat war bereit, allen Forderungen nachzukommen, und um jeden Preis die Fordauer seines politischen Daseyns zu erkaufen, als die unseligen Ergebnisse seiner Treulosigkeit plötzlich jede Hoffnung eines ruhigen Vergleiches zerstörten. Man erfuhr im Hauptquartier, daß der Pöbel, von den venetianischen Obrigkeiten zur Rache aufgefordert, in Verona unter den Franzosen ein Blutbad angerichtet hatte; daß die von diesen angelegten Proviantmagazine geplündert worden waren, und daß die ganze Bevölkerung mit den Waffen in der Hand denjenigen den Tod drohte, die im Verdacht standen, die Meinungen der Fremden zu theilen. Man erzählte zugleich, daß ein französisches Fahrzeug von den Festungswerken Venedigs bei seinem Eintritt in die Lagunen beschossen, und der Capitain nebst einem Theile seiner Mannschaft getödtet worden sey. Von diesem Augeblicke kannte der Zorn des Obergenerals keine Gränzen mehr, er erklärte, nicht eher wieder einen Vorschlag anhören zu wollen, bis man ihm nicht die Staatsinquisitoren ausgeliefert habe, und diejenigen Patrizier, die als Mitglieder der Regierung das Volk aufgewiegelt hätten. Vergeblich suchten die venetianischen Abgeordneten seinen Sinn zu ändern, vergeblich boten sie ihm eine andere Genugthuung an: Nein, nein, sagte Bonaparte mit Würde, wenn ihr diese Gegend mit

Gold bedecken wolltet, so würden alle eure Schätze, alle Reichthümer Peru's nicht hinreichen, das französische Blut zu bezahlen. Ein Manifest, welches die Kriegserklärung enthielt, folgte unmittelbar auf diese Unterredung.

Die Friedenspräliminarien mit Oesterreich waren indessen in Leoben unterzeichnet worden, und kaiserliche Bevollmächtigte unterhandelten zwischen französischen Bivouaks über einen definitiven Frieden. Die solchergestalt sich selbst überlassene venetianische Regierung hatte das Geheimniß nicht durchdringen können, welches diese Unterhandlung zur Zeit noch bedeckte, und schon stand ein entschlossener und drohender Feind an dem Eingange der Lagunen. Die Streitkräfte Venedigs in den Lagunen betrugen 37 Galeeren und 168 Kanonierschaluppen, gegen 1000 Kanonen, theils auf den Schiffen, theils bei den Batterien, 8000 Matrosen und 14000 Soldaten. Um bis in die Stadt zu dringen, mußte man unter dem Feuer sämmtlicher Festungswerke vorgehen, mit der Sonde in der Hand einen Weg durch diese Menge von Kanälen suchen, die eine weitreichende Ueberschwemmung vereinigte, und wo die Signale keine Bahn mehr bezeichneten; man mußte endlich nacheinander alle die kleinen auf dem Wege liegenden Inseln erobern, und das französische Heer hatte nicht eine einzige Barke. Die Bestürzung der Senatoren hatte indessen den Gipfel erreicht. Anstatt auf Maßregeln der Vertheidigung zu sinnen, trat der Senat in einer öffentlichen Sitzung zusammen, in der Absicht, die alte und gebrechliche Verfassung nach demokratischer Manier umzumodeln. Man schickte zwei neue Abgeordnete an den Obergeneral

Bonaparte, die mit Vollmachten versehen waren, wie sie die Republik noch nie im ganzen Laufe ihres Daseyns ausgestellt hatte. Durch vieles Bitten erhielten die venetianischen Abgeordneten einen Waffenstillstand von sechs Tagen; während dieser Zeit gesellte sich die Furcht vor einer Revoution zu den Schrecken, welchem die Patrizier außerdem schon erlagen. Diese Schrecken behielten endlich die Oberhand. Man entsagte der Vertheidigung gänzlich, und die Abgeordneten, die Bonaparte bis Mailand gefolgt waren, traten einem Vertrage bei, vermöge dessen der große Rath die erblichen Rechte der Aristokratie aufgab, die Souverainetät niederlegte, und dieselben dem Vereine der Bürger zuerkannte. Diese einzige Erklärung hob eine Regierung auf, die vierzehn Jahrhunderte gedauert hatte. Man überlieferte in diesem Vertrage außerdem die Stadt Venedig den französischen Truppen, welche daselbst bis zur Herstellung der öffentlichen Ruhe verbleiben sollten. Durch einige geheime Artikel verpflichtete man sich, Frankreich eine Contribution von sechs Millionen zu zahlen, und 20 Gemälde und 500 Manuscripte zu übergeben.

Die Venetianer mußten sich dieser tiefen Demüthigung unterziehen, ohne daß sie die davon erwarteten Früchte erndeten.

Während der Abwesenheit der Abgeordneten war es in Venedig zu wichtigen Ereignissen gekommen. Gedrängt von den Volksaufwieglern, hatte der Senat der Souveränetät entsagt, ehe er die Ergebnisse der Mailänder Conferenzen kannte. Die abgeschaffte Regierung war jedoch nicht ersetzt worden, und die vollste Gesetzlosigkeit hatte das finstere Schrekken abgelöst, welches die Annäherung des Feindes

einflößte. Das Volk, aufgeregt von verschiedenen Empfindungen, durchlief die Straßen mit den Waffen in der Hand und plünderte mehrere Gebäude. Das entgegengesetzte Geschrei: es lebe die Freiheit! es lebe St. Markus! erscholl zugleich und die Unordnung wuchs mit reißender Schnelligkeit. Nur mit großer Anstrengung brachte die provisorische Municipalität einige Truppen zusammen, die Feuer auf das Volk gaben, und die Haufen auseinander sprengten. Unterdessen ging eine Flotille über die Lagunen hinaus, und nahm eine französische Division von 3000 Mann auf, die an dem St. Markusplatze ausstieg, wo niemals ein feindlicher Soldat den Fuß hingesetzt hatte. Dieses Ereigniß, welches Venedig der Willkür Preis gab, fand an demselben Tage statt, wo der schimpfliche Vertrag von Mailand abgeschlossen wurde (16. Mai). Bei ihrer Rückkehr fanden die Abgeordneten, voller Schaam über die Ergebnisse ihrer Sendung, daß der Senat sie noch an Feigheit übertroffen habe. Einige Tage später wurden die Gefängnisse der Staatsinquisition niedergerissen, die Abzeichen der alten Regierung vertilgt, und das goldne Buch feierlich am Fuße des Freiheitsbaumes verbrannt, unter dem Zujauchzen einer Menge, die in allen Ländern für die Ausschweifungen jeder Art ihren tollen Beifall bereit hält.

Die Unterhandlungen zwischen Frankreich und Oesterreich schritten rasch vorwärts, und Venedig, das von nun an dem selbstgegebenen Herrn folgen mußte, sah mit Aengstlichkeit der Entscheidung seines Looses von Seiten der französischen Regierung entgegen. Es hatten sich im Innern der Stadt Volksgesellschaften gebildet, und viele Patrizier und

Bürgerliche erklärten sich nach dem Vorbilde der Franzosen mit Leidenschaft für die neuen Ideen. Wie groß war daher das öffentliche Schrecken, als man erfuhr, daß Frankreich, vermöge des Vertrages von Campo Formio, dem Kaiser Istrien, Dalmatien, die ehemaligen venetianischen Inseln im Archipel, die Mündungen von Cattaro, und die Stadt Venedig mit ihren Lagunen abgetreten habe wogegen sich Frankreich andere Besitzungen vorbehielt, die seinem Interesse besser zusagten. Nichts gleicht der Verzweiflung, welche diese Neuigkeit in Venedig verbreitete. Die Franzosen zerstörten das Prachtschiff des Dogen, den Bucentauro, plünderten die Vorräthe des Zeughauses, und sandten die Trümmer der venetianischen Marine nach Toulon, nebst den berühmten Pferden aus Bronze, die Dandolo bei der Einnahme Konstantinopels erobert hatte; was die Oesterreicher betraf, so versah man sich aller der Uebel, welche politische Reactionen zu begleiten pflegen. Den 18. Januar 1798 nahmen die österreichischen Truppen von Venedig Besitz, welches die Franzosen an demselben Tage räumten. Die Staatsinquisition wurde sogleich unter der Form eines hohen Polizeitribunals wiederhergestellt; schon der Name der Mitglieder, die demselben angehörten, verkündigten der Menge die Härte, welche man auszuüben im Begriff stand. Die österreichische Regierung ernannte Pezaro, einen venetianischen Flüchtling, zu dem Geschäft, den ehemaligen Oberherren den Eid der Treue abzunehmen. Der Doge Manini fiel besinnungslos nieder, als er diesen Eid aussprach. Derselbe Pöbel, welcher die Franzosen jubelnd empfangen hatte, bezeugte dieselbe Freude über die Ankunft der

Oesterreicher. Die Edlen feierten die sclavische Herabwürdigung ihres Vaterlandes durch Feste. Von diesem Augenblicke an verschwand Venedig aus der Reihe der Völker; sein Name lebt fort in den Blättern der Geschichte, um den Völkern das Loos zu zeigen, welches diejenigen Staaten erwartet, die auf Grundlagen ruhen, welche von der öffentlichen Moral, der Vaterlandsliebe, und einer vernünftigen Freiheit abweichen.

Ende.

Druckfehler.

In der Ueberschrift der siebenten Periode ist bei der Angabe „von 1493 bis 1510" die Jahrszahl 1510 in 1518 abzuändern.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Philippi, Karl Ferdinand,

Geschichte von Venedig

Bd.: Bdch. 5

Dresden (1828)

Bamberg, Staatsbibliothek -- HV.Hist.111(4#5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11695188-1